

DER LANDSER

Österreich 5,- Schleswig-Holstein 5,- Nordrhein-Westfalen 5,-
Schweiz 5,- 1,80 Dänemark 10,- Irland 10,-

1,60 DM

**Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges**

1089

FRITZ KESSLER Kampf in Kareliens Winterwäldern

**Stützpunkt-Krieg im Norden Rußlands. – Ein Bericht über das mörderische
Ringen in der Urweltwildnis am Ladoga-See**



Scan & Korrektur – Keulebernd

Ritterkreuzträger der Kriegsmarine



Theodor Detmers

Am 22.8.1902 in Witten/Ruhr geboren, war Detmers von Oktober 1938 bis Juni 1940 Kommandant des Zerstörers »Hermann Schoemann«. Danach führte er bis November 1941 den Hilfskreuzer »Kormoran«. Während einer einjährigen Fahrt im Atlantik sowie in fernöstlichen Gewässern, versenkten er und seine Besatzung zehn gegnerische Handelsschiffe mit einer Gesamttonnage von 57.000 BRT und nach einem schweren Segefecht auch den australischen Kreuzer »Sidney«. Das Ritterkreuz war Detmers als 90. Marineangehörigen und Fregattenkapitän am 4.12.1941 verliehen worden. Der spätere Kapitän zur See war im November 1941 nach dem letzten Kampf mit seinen Männern Kriegsgefangener in Australien.

(Quellennachweis: »Die Ritterkreuzträger der Kriegsmarine«, Motorbuch-Verlag, Stuttgart).

Kampf in Kareliens Winterwäldern

1941/42. – Stützpunktkrieg in der Urweltwildnis am Ladogasee



Im Sommer 1941 war die 18. deutsche Armee im Verband der Heeresgruppe Nord mit dem taktischen Auftrag durch Nordrußland vorgegangen, Leningrad, zur Zarenzeit Petersburg genannt, zu erobern. Nachdem dieses Ziel im ersten Ansturm nicht hatte erreicht werden können, wurde die Großstadt an der Newa eingeschlossen, um die Verteidiger auf diese Weise zur Übergabe zu zwingen. Während die zernierte Bevölkerung Unvorstellbares erdulden mußte, in der Folgezeit Tausende an Hunger starben und an der Einschließungsfront der Tod ebenfalls eine furchtbare Ernte hielt, standen am Ladogasee schwache deutsche und finnische Kräfte in einer dünnen Sperrkette einem geländekundigen, gnadenlosen Feind gegenüber. In dieser nordischen Dschungelwildnis herrschte ein ständiger Kleinkrieg um Stützpunkte und Stellungsabschnitte, ein mörderischer Kampf von Stoß- und Spähtrupps, der in seiner Schrecklichkeit kaum mehr zu überbieten war. Was damals in den winterlichen Sumpfwäldern dieser Region geschah, hat der Autor auf den folgenden Seiten geschildert.

Die Redaktion

Das Thermometer zeigte 35 Grad unter Null. Der Ladogasee lag unter einer meterdicken Eisdecke, die sich endlos in den Horizont weitete. Die Bäume krachten im Frost. Alles Leben schien an den Ufern des Sees erstorben zu sein. Die unermeßlichen Sumpfwälder gehörten schon seit jeher zu den Ödmarken Finnlands und Rußlands.

Die strenge Kälte des Winters 1941 schien auf diesem Erdenfleckens alles Leben zu ersticken. Und doch schlügen in einem kleinen Stützpunkt am Ufer der Swirmündung die heißen Herzen von siebzig jungen Männern, die der Krieg in Uniform gesteckt hatte. Diese jungen Soldaten hätte kein Generalstabsoffizier maßstabsgerecht auf der Karte einzeichnen können. In einem Gebiet, in dem man normalerweise, auch in Friedenszeiten, Hunderte von Kilometern marschieren kann, ohne auf ein Lebewesen zu stoßen, verloren sie sich in der grenzenlosen Einöde. Sie hatten sich metertief in die hartgefrorene Erde eingegraben und mit Stacheldraht eingeeigelt. Nur ganz dünne weiße Rauchfähnchen, die sich aus dem Wald über die Eisdecke des großen Sees zum Himmel kräuselten, verrieten Leben. Der 24. Dezember 1941 verlief im Stützpunkt genauso wie jeder andere Tag. Bis acht Uhr früh standen die verstärkten Nachtposten in ihren Löchern. Mit dem Mittagsschlitten erwartete die Kompanie Post und Markettenderware. Für Franz* und Kigge und die übrige Bunkerbesatzung erhielt dieser Tag noch eine besondere Note: Sie durften an diesem Tag zur Blockhaussauna zurückmarschieren. Sie konnten sich wieder einmal die Stiefel von den Füßen ziehen.

Feldwebel Kokowski hatte am Bunkereingang kurz den Kopf in die Erdhöhle gesteckt und die freudige Nachricht als Befehl hereingebellt. Jeden Tag war ein anderer Bunker an der Reihe. Täglich konnten ungefähr fünf Mann aus dem

* Alle Namen, falls es sich nicht um Persönlichkeiten der Zeitgeschichte handelt, sind verändert oder frei gestaltet.

Stützpunkt zurückmarschieren, um ein Saunabad zu nehmen.

Die Soldaten hatten sich so an dieses Wunderbad gewöhnt, daß sie sich oft in ihren Gedanken damit beschäftigten, wie sie diese finnische Art des Reinigungsbaden später einmal, wenn alles gut ausgehen sollte, in die Heimat verpflanzen könnten. Wer die Sauna als bloße Reinigung bezeichnet hätte, wäre bei jedem Kenner auf heftigen Widerspruch gestoßen. Das finnische Schwitzbad war auch bei den deutschen Soldaten genauso wie bei den Einheimischen zu einem Kult mit genau festgelegten Zeremonien geworden.

Das war im verwitterten Blockhaus in dem verfallenen Fischerdorf, ungefähr vier Kilometer hinter dem Stützpunkt, dort wo sich der Troß mit der Feldküche häuslich eingenistet hatte. Hier hatte die Kompanie zum letzten Male vor der Errichtung des Stützpunkts übernachtet.

Inzwischen war schon einiges für den regelmäßigen Badebetrieb geschehen. Jeden Tag wurde ein Mann vom Troß dazu eingeteilt, die Sauna einzuhüezen. In der Mitte dieser Hütte mit den rauchgeschwärzten Balken war ein mannshoher Haufen von Steinbrocken aufgeschichtet. Es mußten besondere Steine sein, wie die finnischen Kameraden versicherten. Uralte Felsbrocken, die dann unter dem zischenden Aufguß eine geheimnisvolle Kraft aus dem Urgestein strömten.

Diese Steine waren nicht wahllos hingelegt, sondern kunstvoll aufeinandergeschichtet.

Am Fuße dieses Steingebildes war ein langer Feuerschacht kunstvoll freigelassen, in dem das Heizmaterial, lange Birkenscheite, eingeführt wurden. Schon am frühen Morgen zündete der diensthabende Soldat diese Holzscheite an. Zwei Stunden lang prasselten dann die Flammen der schweren Birkenstämme gegen das Gestein; der Rauch zog durch eine verhältnismäßig kleine Luke knapp unter dem Dach in einer Ecke hinaus. Dann war es soweit, die ganze Hütte war von einer glühenden Heißluft erfüllt. An einer Wand waren

treppenartige Liegestufen aus Holz bis unter die Decke angeordnet, gegenüber stand ein riesiger Holzbottich mit eiskaltem Wasser. Am Rande dieses Holzfasses hing eine Schöpfkelle, auf den Holzstufen lagen Birkenzweige.

Der Temperaturunterschied zwischen der Sauna und der Außenluft betrug nicht selten bis zu hundert Grad Celsius.

Der 24. Dezember also war ein Saunatag. Als Franz und Kigge vor der Hütte ihre Ski abschnallten, war es kaum noch richtig hell geworden. Über dem Ladogasee wallten weiße Nebelfelder. Die Soldaten wollten die Sauna betreten.

Der diensthabende Mann vom Troß wehrte ab: »Ausziehen müßt ihr euch schon draußen«, sagte er.

»Habt ihr noch keine Garderobe gebaut?« fragte Kigge zurück.

»Siehst du sie nicht?« erwiderte der Mann und zeigte auf einige starke Nägel, die in Kopfhöhe in der Wand des Blockhauses eingeschlagen waren.

Die Hütte besaß zwar einen kleinen Vorraum, doch dieser war so eng und schmal, daß man das Garderobenproblem einfach mit einigen handfesten Nägeln löste. Fluchend entledigten sich die Soldaten ihrer Uniform. Bis auf die Schuhe schälten sie sich aus ihren verdreckten Kleidungsstücken.

»Zieht euch ruhig auch die Schuhe aus«, wurden sie schließlich auch noch aufgefordert. Der Dunst, so bedeutete ihnen der saunaerfahrene Troßsoldat, würde sich sonst auf das Schuhleder auswirken. Das kostete eine starke Überwindung. Als Karl mit bloßen Füßen für Sekunden im Schnee stand, wußte er nicht, ob es Hitze oder Kälte war, die wie mit tausend feinen Kristallen in seine Sohlen brannten. Mit lautem Schreien und von einem Bein auf das andere hüpfend, drängten sie sich dann in die Hütte.

Den Abschluß des Saunabades bildete dann das Nachschwitzen. Noch einmal legten sich die Soldaten auf die Holzpritschen. Noch einmal ließen sie sich von den heißen

Wellen umfangen. Nun, nach der kurzen Auffrischung, wurden sie wieder gesprächiger. Zu sehr steckten alle mit ihren Gedanken schon wieder in der Uniform. Sie sollten nämlich wieder mit dem Mittagsschlitten in den Stützpunkt zurückkehren.

»Habe ich nicht recht gehabt«, sagte Kigge jetzt zu Franz, indem er sich auf den Bauch wälzte und den Kopf in die Hände stützte, »zu Weihnachten sind wir noch immer in diesem verdammt Wald.«

»Wir können froh sein, daß sie uns in den Bunkern überwintern lassen«, erwiederte Franz.

»Überall anderswo sind sie schon abgelöst worden«, brummte der Berliner vor sich hin.

»Aber denk doch, wie es den Leuten im Mittelabschnitt geht. Die sind dauernd unterwegs bei dieser Kälte. Ohne feste Schlafstelle. Glaubst du, die können so ein Saunabad nehmen wie wir?«

»Bei denen tut sich wenigstens etwas. Bei so einer Einheit kriegt man entweder eins ab, oder...«

»Oder?« fragte der Wiener.

»Oder beißt gleich ins Gras. Jedenfalls macht dort keiner lange die Strapazen mit.«

»Du meinst, im Mittelabschnitt geht das schneller? Ich glaube, wenn man wirklich will, dann kannst du das auch bei uns haben. Du brauchst nur aus deinem Bunker oder aus deiner Deckung zu kriechen, wenn es wieder einmal knallt.«

Kigge schwieg. Franz hätte seine Gedanken lesen können.

»Auf die Truppen aus Tychwin können wir lange warten. Zum mindest bis zum Frühjahr«, fing Kigge das Gespräch wieder an.

Franz, der bisher auf dem Rücken gelegen hatte, drehte sich nun gleichfalls um und stützte seinen Kopf in die Hände:

»Jetzt im Winter können die im Wald genausowenig vorwärts wie wir. Außerdem habe ich doch erst kürzlich im

Wehrmachtsbericht gelesen, daß sie sich bis Tschudowo an den Wolchow zurückziehen mußten.«

»Ach was, wir können sowieso nichts dagegen tun. Was mit uns geschieht, das entscheiden die Herren in den gutgeheizten Bunkern. Hauptsache, heute gibt es Schnaps und Marketenderware. Heute wird gefeiert.«

»Heute abend haben wir besondere Alarmbereitschaft. Du weißt, der Oberleutnant vermutet, daß die Russen am Weihnachtsabend angreifen, weil sie glauben, wir feiern.«

Draußen klopfte jemand hart gegen die Tür: »Fertigmachen zum Anziehen!«

Das Saunabad war zu Ende. Ein angenehmer Traum im Schützengrabendasein. Nichts als ein Traum, dem um so quälender nachgetrauert wurde, als ihm das Bewußtsein der Wirklichkeit anhaftete.

Mit einem Ruck richtete sich Kigge plötzlich von der Pritsche auf. Es war aber nicht die Aufforderung zum Verlassen der Sauna, die ihn so lebendig machte. Sein Gesicht nahm den gespannten, lauschenden Ausdruck an, der allen Kameraden nur zu gut aus eigener Erfahrung bekannt war.

Franz fragte auch nicht einen Augenblick. Wie sie da standen im düsteren Halbdunkel der verräucherten Hütte, mit gespannt vorgeneigtem Oberkörper, hätte man meinen können, in einem Wachsfigurenkabinett zu sein.

Nun hörten es alle, was Kigges feines Ohr als erstes wahrgenommen hatte: das metallene Hämmern eines Granatwerfers. Urplötzlich löste sich alles aus der Erstarrung und hastete ins Freie. Vergessen war die Kälte, vergessen war die Sauna.

Als die ersten Geschosse auf dem Eis des Ladogasees aufknallten, zerrten die Soldaten wild an ihren Kleidern, die steifgefroren an den Nägeln hingen. Kaum daß sie in die Schuhe geschlüpft waren, eilten sie in wilden Sprüngen zum nächsten Troßbunker.

Zweimal gingen Franz und Kigge in volle Deckung, als der Schnee unter der Wucht naher Einschläge hoch aufstiebte. Äste wirbelten durch die Luft, Splitter verfingen sich mit bösartigem Klatschen in den Baumstämmen.

Als Franz mit seinen Kameraden wieder aus dem Troßbunker kroch, deuteten nur noch einige schwarze Flecke im Schnee und umherliegende Äste auf den Feuerüberfall hin. Es hatte keinen Treffer gegeben. Die Sauna stand, und aus Bunkerschornsteinen stieg weiter der Rauch hoch. Der Küchenfahrer schirrte sein Pferd vor den Schlitten an, und Franz half mit seinen Kameraden, die Kanister und Brotsäcke zu verladen. Die wertvollste Fracht, viel sehnsgütiger erwartet als Brot und Suppe, waren die beiden Postsäcke, die der stämmige Hauptfeldwebel persönlich mit seinem Schreiber herbeitrug.

Der Fahrer gab dem Pferd einen kurzen Klaps, und der Schlitten setzte sich dem Waldrand zu in Bewegung. Die Landser trotteten hinterher. Es war ein trüber Tag, der Weihnachtstag. Jetzt, gegen ein Uhr mittag, senkte sich schon merklich wieder die Dämmerung herab. Die ersten zwei Kilometer konnte man sich noch ziemlich sorglos am Uferweg bewegen. Teilweise führte der Weg sogar außerhalb des schützenden Waldes am Strand entlang. Knapp vor dem scharfen Knie des Seeufers nach Südosten zeigte eine Wegweisertafel aus Birkenholz die Aufschrift: »Achtung, Feindeinsicht!«

Die Männer, die zum ersten Male diese Tafel sahen, beschlich ein seltsames Gefühl, gemischt aus Angst und zitternder Neugier.

Die Soldaten fühlten sich nach dem Saunabad zwar außerordentlich wohl, doch die bevorstehenden Nachtwachen drückten die Stimmung. Trotz zusätzlicher Zigaretten- und Schnapsration am Weihnachtsabend und trotz Feldpost.

Franz liebte den Uferweg vom Stützpunkt zum Troß. Nicht,

weil er nach hinten führte, sondern deshalb, weil man sich außerhalb der Stützpunktenge besser die Beine vertreten konnte. Das Leben im Bunker und in den Schützenlöchern machte die Glieder steif. Wäre nicht Krieg gewesen, er hätte sich mitunter keinen schöneren Spaziergang denken können. Der weitflächige Ladogasee, dessen unübersehbare Horizontweite auch bei Nebelschwaden, wie an diesem 24. Dezember, erahnt werden konnte, die unendliche Weite der Einöde, die in ihrer extremen Bedrückung häufig ins Gegenteil wechselte: in die Gelöstheit, in die Unwirklichkeit. Hier konnte sich der Mensch entweder nur als Fremdkörper in der Allgewalt der Natur oder als eingeschmolzener Bestandteil fühlen.

Ja, manchmal, wenn sich der Wiener in dem Metallspiegel eines Kameraden betrachtete, dann fragte er sich, ob er denn tatsächlich noch mit jener Person identisch sei, die einmal in Potsdam auf dem Kasernenhof exerzierte, vor Appellen zitterte und auf die nächste Geldauszahlung wartete.

In der karelischen Einöde verschoben sich die Wertmaßstäbe beträchtlich. Das Anzünden einer Zigarette wurde zum feierlichen Augenblick und vier Stunden ununterbrochenen Schlafes im Bunker zum wahren Gottesgeschenk.

Kigge blieb plötzlich stehen und deutete mit seinem Skistock auf eine kleine Gruppe von verkrüppelten, kniehohen Bäumchen am Strand.

»Da müßte man sich doch für heute einen Baum holen. Heute ist doch Weihnachten!« meinte der Berliner.

»Hast du noch nicht von dem Feuerüberfall in der Sauna genug?« fragte Franz.

»Es muß mich ja niemand dabei sehen, den Baum hole ich mir«, sagte Kigge und schnallte sich bereits die Bretter ab. Der Troßfahrer blieb stehen, und alle sahen dann zu, wie der Berliner auf dem Bauch aus der Deckung des Waldes in die offene Schneefläche hinausrobte. Bis zu den Bäumchen waren es ungefähr fünfzig Meter. Kigge schob sich langsam darauf

zu. Ab und zu hielt er einen Augenblick inne, während ihn die Kameraden am Ufer hinter den Bäumen mit angehaltenem Atem beobachteten. Jeden Augenblick erwarteten sie das Singen einer Gewehrkugel.

Wenn von den Russen jemand auf Posten war, der gerade das Gelände mit einem Fernglas oder gar Scherenfernrohr absuchte, der mußte den Berliner entdecken. Aber es rührte sich nichts.

Jetzt war Kigge bei der Baumgruppe. Franz atmete auf. Denn nun konnte sein Freund wieder in Deckung gehen. Die Soldaten konnten beobachten, wie Kigge sein Seitengewehr aus der Scheide zog und einem kleinen Bäumchen damit zu Leibe ging. Nun benutzte der Berliner seine Beute als Tarnung: über die Schneefläche des offenen Strandes schob sich langsam ein verkrüppelter Strauch zurück.

Der Troßfahrer sah demonstrativ auf die Uhr, als der Berliner, wieder am Uferweg angelangt, aufsprang und sich den Schnee von der Uniform schüttelte. Kigge bemerkte diese Geste:

»Hast wohl Angst in den Hosen«, sagte er zum Troßfahrer, einem beleibten Dreißiger mit roten Wangen, »kannst wohl nicht schnell genug wieder hinten sein?«

»Du kannst ja mit mir tauschen!« sagte der Troßsoldat, »glaubst, wir mit unseren paar Männchen beim Troß und den paar Schießgewehren sind sicherer als ihr hinter euren Maschinengewehren und eurem Stacheldraht? Hier in diesem Wald ist überall vorne. Außerdem müssen wir hinten auch noch arbeiten. Und ich muß zu meiner Zeit zurück sein.«

»Wirst es schon noch schaffen«, sagte Kigge und versetzte dem Pferd mit der flachen Hand einen aufmunternden Schlag auf den Hinterteil. Mit einem Sprung setzte sich der Gaul in Bewegung.

Ohne weiteren Zwischenfall langte die Gruppe eine Weile später im Stützpunkt an. Mit lautem Hallo krochen die

bleichgesichtigen Soldaten aus ihren Höhlen, die stumpfen Augen in den halbvermummten Gesichtern bekamen Glanz: zwei Sack Feldpost waren da.

Feldwebel Kokowski verteilte die Post. Breitbeinig stand er auf dem Kartoffelbunker. Seine Silhouette hob sich schemenhaft gegen den offenen See mit dem wallend weißen Dunst ab. Die Männer des Stützpunkts standen tief unter ihm in den Laufgräben und Schützenlöchern, und selbst der Tagesposten auf dem Hochstand beugte sich weit über die Holzbrüstung.

Es war, als ob der Feldwebel jedesmal das Große Los aus dem Sack gezogen hätte. Hier gab es nur Haupttreffer, Nieten wurden überhaupt nicht gezogen. Jedesmal, wenn Kokowski eines der kleinen braunen, verschmutzten Päckchen oder einen Brief aus dem Sack holte, gab es einen kleinen Jubelschrei, Lachen und Schwatzen. Es gab nur wenige, die an diesem Weihnachtstag mit hängenden Köpfen wieder in den Bunker zurückkehrten. Kokowski war auch darunter. Jeder hatte irgendeinen Angehörigen, der ihm schrieb. Doch diese Post war schon Anfang November aufgegeben worden. Wer weiß, wie lange die Weihnachtspost noch unterwegs war.

Kigge lehnte sich im Bunker an den an der Grabenwand aufgestützten Tornister und sog genußvoll an einer Zigarette, die er soeben mit einem Päckchen erhalten hatte. Dazu machte er einen kräftigen Schluck aus seiner Flasche, die voll mit Marketenderschnaps gefüllt war. Er reichte die Flasche auch dem Wiener zum Trunk. »Jetzt müßten wir so in den Betten liegen können, Franz«, sagte er behaglich und schob einige störende Zweige unter die Zeltplane. Conny holte seine Mundharmonika hervor, die er gleichfalls mit einem Feldpostpäckchen erhalten hatte. Leise spielte er »Stille Nacht, heilige Nacht«. Die Soldaten streckten sich auf dem Stroh aus, rauchten, träumten vor sich hin und sprachen dem Schnaps zu.

Kigge richtete sich wieder auf, nahm das Bäumchen und

grub hinter dem Konservenrauchfang ein Loch in die Erde, wo er es einsetzte.

Kokowski steckte für einen Moment den Kopf in den Bunker und brummte: »Wie bei Muttern ...«

Für eine Weile herrschte wahrer Friede im Bunker. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit. Es hätte wahrhaftiger Übermenschen bedurft, um in diesem engen Erdloch, wo jede Umdrehung des einzelnen Soldaten schon einen schweren Eingriff in das Nachbarrevier bedeutete, harmonische Verhältnisse zu schaffen. Ständig unausgeschlafen, mit hoffnungsloser Zukunft, kann selbst der stärkste Schnaps nur für einen kurzen Augenblick über das triste Dasein hinwegtäuschen.

Die »Weihnachtsstimmung« hielt auch nur so lange an, bis sich Franz für die Wache fertigmachen mußte.

»Kannst du nicht aufpassen? Mußt du dich so breitmachen? Wenn du mich nächstes Mal noch einmal zur Seite drängen willst, trete ich dich in das Hinterteil!«

»Halt den Mund«, sagte Franz, dann schob er die Zeltplane des Bunkers beiseite und kroch in die Nacht hinaus. Heute mußte er den Horchposten weit außerhalb des Stützpunkts beziehen. Der Weg führte aus dem Graben an den Infanteriegeschützen vorbei bis zu einer Gruppe von drei eng beieinanderstehenden Bäumen.

Bewegungslos stand dort der Posten bei einem Baum. Franz tippte ihn leicht auf die Schulter:

»Ist es schon so weit?« fragte dieser überrascht.

»Ja«, erwiederte der Wiener, dann legte er sein Gewehr auf die Auflage.

Franz scharrete den Schnee von der Erde weg, legte Zeltplanen und Decken aus und schaufelte sich dann um sein Lager einen Schneewall von einem halben Meter Höhe. Als er damit fertig war, brach die Dunkelheit herein.

Er wagte sich nicht mehr zu rühren und blickte sehnüchsig

zum Stützpunkt hinüber. Undeutlich konnte er den Stacheldraht erkennen. Er versuchte, seinen Bunker auszumachen. Doch er sah nur ab und zu, wie die Funken aus den Abzugsrohren der Kanonenöfen gegen den nächtlichen Himmel stoben. Das war für den Stützpunkt verräterisch. Er wollte es gleich morgen melden.

Man mußte die Abzugsrohre nach allen Seiten durch Strauchwerk abschirmen.

Franz versuchte sich vorzustellen, wie es sich jetzt die wachfreien Kameraden im geheizten Erdloch bequem machten, ein Brot rösteten und Zigaretten rauchten. Er tastete nach seinem Brotbeutel und holte sich eine hartgefrorene Brotscheibe hervor. Sie war nicht durchzubeißen.

Nun verschwand auch der Mond hinter den Baumspitzen, und langsam kroch die Angst in ihm hoch, als er sich seiner Einsamkeit voll bewußt wurde. Er glaubte auch, ein Geräusch zu hören. Steif wie ein Stock lauschte er angestrengt in die Dunkelheit und wagte kaum zu atmen. Die andauernde Spannung ermüdete ihn schließlich so stark, daß er in einen Halbschlummer verfiel. Er riß sich jedoch nach einer Weile wieder hoch und blickte auf die Uhr: elf.

Er hörte wieder das Geräusch. Das Schlürfen wurde immer lauter, ganz rhythmisch begann es zu gleiten, immer deutlicher ... immer lauter. Er riß plötzlich die Augen auf. Da! Das Schlürfen konnte er jetzt in der Dunkelheit ganz deutlich hören. Er hob den Kopf, und sein Herz setzte sekundenlang aus. Kaum zwanzig Meter von ihm entfernt, im Sumpfstreifen, knapp am Waldrand, zog eine lange Prozession weiß vermummter Gestalten in Schneehemden auf Skiern an ihm vorbei. Nur das leise Rauschen der Bretter war zu vernehmen.

Franz wagte nicht, sich voll zur Seite zu drehen. Er konnte beobachten, wie einzelne dieser unheimlichen Gestalten vollbeladene Schlitten hinter sich herzogen. Darauf befand sich wahrscheinlich die Munition.

Der Wiener zählte ungefähr fünfzig Mann, die am Stützpunkt vorbeizogen. Na, die bei der Feldküche hinten, dachte er bei sich, die da hinten im Fischerdorf, konnten heute nacht noch einen ganz schönen Tanz erleben.

Bis zum Morgengrauen blieb er noch in seinem vorgeschenbenen Schneeloch liegen, dann schlich er sich in den Stützpunkt zurück und meldete seine Beobachtung. Der Oberleutnant telefonierte sofort mit der Division, und eine halbe Stunde später stellte er einen Stoßtrupp von dreißig Mann zur Verfolgung des feindlichen Spähtrupps zusammen.

Er sollte mit den Leuten der Skispur folgen und sich mit einem Trupp des Bataillons vereinigen, der den Feind von hinten in die Zange nehmen würde. Oberleutnant Fretzow dachte, nach erfolgreichem Unternehmen gleich einen Abstecher in die Divisionskantine zu machen.

Dort sollten nämlich finnische Lottas bedienen. Die einzigen weiblichen Wesen weit und breit. Die waren hier schon einen kleinen Umweg wert. Franz war diesem Stoßtrupp ausnahmsweise nicht zugeteilt worden. Von Schlafen konnte aber für ihn natürlich keine Rede sein, weil die zurückgebliebenen Männer angesichts der unsicheren Lage in den Schützenlöchern auch jetzt am Tag Stellung beziehen mußten.

Oberleutnant Fretzow mit seinen Leuten war kaum zehn Minuten abwesend, als aus dem Wald, gar nicht weit entfernt, heftiges Gewehrfeuer zu hören war. Die erste Reaktion: alle sprangen im Stützpunkt in Deckung. Zwischen dem kurzen Bellen der deutschen Maschinenpistolen dröhnte jetzt das gleichmäßige langsame Puffen der russischen Automatwaffen. Feldwebel Kokowski befahl als stellvertretender Stützpunkt-kommandant sofort höchste Alarmbereitschaft.

»Helft mir! Helft mir!« tönte es jetzt aus der Richtung des Gefechtslärms.

Da tauchte auch schon zwischen den Stämmen laut schreiend

der Bursche des Oberleutnants auf. Er hatte seine Skistöcke weggeworfen und schlenkerte wild mit seinen Armen umher.

»Helft mir! Ich habe einen Bauchschuß«, rief er noch aus, dann brach er vor dem Stacheldraht zusammen.

Ganz so schlimm war es zum Glück nicht. Ein Streifschuß an der Bauchdecke. Sein Bericht rief lähmendes Entsetzen hervor.

Oberleutnant Fretzow war gefallen. Kopfschuß! Er war mit seinen Leuten in einen Hinterhalt geraten. Die Russen hatten sich gar nicht weit vom Stützpunkt eingegraben und meisterhaft getarnt. Sie ließen den Offizier mit seinem Stoßtrupp auf kürzeste Distanz an ihre Löcher heranfahren und schossen dann in einem schlagartigen Feuerüberfall alles zusammen. Der Bursche des Oberleutnants vermutete, daß mindestens die Hälfte der Leute nicht mehr zu retten sei. Die anderen würden rasche Hilfe benötigen.

Kokowski stellte sofort einen Bergungstrupp zusammen. Mit Decken ausgerüstet und ohne Skier, pirschten sie sich vorsichtig durch den Wald. Franz war mit dabei.

Es war ein beschwerlicher Marsch. Die Schneekruste war dünn, und wenn man fester auftrat, sank man metertief ein. Die Sonne strahlte mit großer Intensität vom Himmel herunter. Der Schnee glitzerte in tausend Kristallen und Facetten. Franz und seine Kameraden konnten sich aber jetzt nicht für die Schönheit des nordischen Wintertags begeistern.

Vereinzelte Gewehrkugeln, die durch das Gehölz pfiffen, kündigten ihnen den Schauplatz des erbarmungslosen Überfalls an. Sie bewegten sich nur noch kriechend durch den Wald. In scharfem Kontrast zum hellen Schnee zeichneten sich dunkle Flecke ab: die gefallenen Soldaten. Vom Feind war nichts zu sehen. Kein verdächtiger Hügel, kein Schneewall, gar nichts.

Die Russen nutzten schonungslos jede Deckungsblöße aus, die sich die Deutschen gaben. Sie schossen nicht viel. Wenn es aber von ihrer Seite knallte, dann gab es meist einen

Getroffenen mehr. Es mußten drüben ausgesuchte Scharfschützen sein.

Zusammen mit Kokowski schleifte der Wiener seinen toten Kompaniechef auf einer Zeltplane zum Stützpunkt zurück. Der Offizier lag zusammengekauert, die Knie fast bis zum Kinn hochgezogen, auf der Plane. Man konnte nicht erkennen, wo ihn die Kugel getroffen hatte.

Inzwischen war das Bataillon nicht müßig gewesen. Rittmeister (Hauptmann) Barendal beorderte zwei Züge nach vorn, und der Ring um die durchgebrochenen Russen war damit ziemlich geschlossen.

Auch Franz wurde den Einschließungsgruppen zugeteilt und stand bei Einbruch der Dunkelheit mit seinem Karabiner hinter einem Baum. Vor ihm lagen noch einige Tote und Verwundete, die nicht geborgen werden konnten, weil sie im Schußfeld des Gegners lagen.

Als es dunkel wurde, vertraten sich die Belagerer ein bißchen die Beine. Es fiel kein Schuß mehr. Nur das Stöhnen der Verwundeten, die nur wenige Meter und doch so weit von der Rettung entfernt lagen, war zu hören.

Franz sah es Feldwebel Kokowski an, daß dieser nicht lange genug ruhig hinter seinem Baum stehen würde. Ihn drängte seine Ungeduld dauernd zur Aktion, obwohl der Rittmeister Befehl gegeben hatte, in der Nacht nichts zu unternehmen. Als nun einer wieder laut aufstöhnte, flüsterte der Feldwebel dem Wiener zu:

»Das kann ich nicht mehr mit anhören. Kommen Sie! Jetzt ist es dunkel, wir versuchen es einmal! Vielleicht können wir doch noch einige zurückschleifen.«

Unendlich vorsichtig schoben sich nun die beiden aus ihrer Deckung. Der vorhin so laut gestöhnt hatte, lag am nächsten. Franz konnte ihn gerade am Stiefel packen und ruckweise zu sich heranziehen. Jedesmal, wenn er kräftig anfaßte, schrie der Verwundete laut auf.

Die beiden Retter blieben dann minutenlang still liegen, ehe sie ihre mühevolle Arbeit fortsetzten. Aber es knallte kein Schuß mehr. Es blieb unheimlich still. In der Dunkelheit konnte Franz an vielen aufleuchtenden Glimmpunkten erkennen, daß sich einige Landser im todesverachtenden Leichtsinn Zigaretten angezündet hatten. Bis Mitternacht gelang es Kokowski mit seinen Leuten, nahezu sämtliche Verwundeten und Toten zu bergen. Nur ein einziger konnte nicht geholt werden. Er lag zu nahe am Feind.

Die Nacht verging verhältnismäßig ruhig. Als die Sonne blutrot über dem nebeligen Wald aufstieg, gab der Rittmeister den Befehl zum konzentrischen Angriff. Zwei schwere Maschinengewehre gaben der Gruppe Franz Feuerschutz, als sie sich sprungweise vorarbeitete. Nicht ein einziger Abwehrschuß fiel. Das Nest war leer. Den Russen war es trotz der Einschließung gelungen, in der Nacht aus dem eisernen Ring auszubrechen und über das Eis zu entkommen. Wieviel Mut, Instinkt und Geschicklichkeit gehörten dazu!

Die verlassenen Stellungen verrieten, daß man es mit ausgesprochenen Meistern der Tarnung zu tun gehabt hatte. Man konnte von den einzelnen Löchern so lange nichts erkennen, bevor man nicht unmittelbar vor ihnen stand und hineinstolperte. Viele kleine Rücksäcke, vollgestopft mit Infanteriemunition, hatten sie liegengelassen. Ihr kühnes Unternehmen hatte sie einen einzigen Toten gekostet. Neben dieser Leiche lag ein Gewehr mit Zielfernrohr, das sich Kokowski sofort aneignete. Man hatte es mit Scharfschützen zu tun gehabt. Nun konnten die Männer auch den letzten Mann bergen. Es war der Munitionsschütze Bleskow. Ein biederer Landwirtssohn aus Hinterpommern. Sein Gesicht war gelblich verfärbt, aber er lebte noch. Seine Bärennatur widerstand den Strapazen der eisigen Nacht, die er mit einem Lungen-durchschuß unbeweglich im Schnee liegend verbracht hatte.

Er hatte es nicht gewagt, sich zu rühren. Die Russen sollten

glauben, er sei bereits tot. Mitten unter dem Feind hatte er gelegen. Er konnte sie sprechen hören und merkte, daß auch die eigenen Truppen nahe waren.

In der Nacht beobachtete er dann, wie sich die Russen lautlos aus ihren Stellungen erhoben und im Gänsemarsch an ihm vorbei in die Dunkelheit verschwanden.

Niemand konnte dem Feind innerlich seinen Respekt versagen. Das erfolgreiche Unternehmen der Russen, die so ungehindert im eigenen Gebiet sich bewegt hatten, hinterließ einen starken Eindruck. Franz spürte die allgemeine Nervosität und die Angst der Kameraden.

Der Gegner war immerhin wieder entkommen und konnte drüber über die Lage und Stärke des Stützpunkts allerhand berichten.

Am nächsten Tag traf mit dem Mittagsschlitten der Nachfolger Oberleutnant Fretzows ein. Es war der eleganteste Offizier, den Franz je gesehen hatte. Mit seiner weißen, hochgebundenen Pelzmütze, dem Monokel in dem glattrasierten Gesicht mit den dunklen Augen, sah er aus wie ein Operettenprinz.

Auf dem freien Platz bei den Geschützen hielt er seine Antrittsrede.

»Der Stützpunkt wird nun wohl in nächster Zeit öfter mit Angriffen rechnen müssen«, sagte er in seiner Ansprache und gab für die Kompanie ein umfangreiches Arbeitsprogramm zum weiteren Ausbau der Stellungen bekannt.

Schon am nächsten Tag trafen mit dem Verpflegungsschlitten neue Drahtrollen ein. Aber es gab auch eine erfreuliche Nachricht: Alle Leute, die zwanzig Monate nicht auf Urlaub waren, sollten ihre Soldbücher abgeben. Der Berliner war außer sich vor Freude und betrank sich sinnlos. In diesem Zustand erkletterte er den Hochstand und hielt von dort aus grölend eine »Volksansprache«.

»Männer, hört mir zu!« begann er mit weit ausladenden

Gesten.

Die Soldaten krochen aus ihren Bunkern und ermunterten ihn lachend, fortzufahren. Franz winkte ab, denn er sah, wie gerade der neue Kompaniechef vom Strand auf seinen Unterstand zukam. Der Leutnant war mit einem langen Schneehemd bekleidet, er hatte am Strand das Anlegen eines neuen Schützenloches befohlen und überwacht. Dort sollte ein neuer Scherenfernrohrposten aufziehen.

Kigge ließ sich aber durch die Warnung von Franz nicht abhalten. »Nun sind wir einen Bonzen losgeworden, und schon wieder haben wir einen unter uns«, rief er.

Der Leutnant stand jetzt unter den Zuhörern. Er klemmte sein Monokel fester ins Auge, blickte zum Hochstand und rief: »Kommen Sie sofort herunter!«

Der Spaß war vorbei.

Die Soldaten standen steif daneben und sahen abwechselnd zu dem Offizier und zu Kigge hinauf, der sich von der Brüstung des Hochstandes zurückgezogen hatte.

Franz beobachtete ganz deutlich, wie Kokowski aufgeregt seinen Unterkiefer hin und her bewegte.

»Lassen Sie, Herr Leutnant«, rief er, »ich werde den besoffenen Kerl selbst herunterholen.« Und ohne eine Antwort abzuwarten, kletterte er die Leiter hinauf.

Der Offizier warf ihm einen mehr erstaunten als ärgerlichen Blick zu, und drehte sich den Umstehenden zu: »Habt ihr nichts zu tun?« fragte er.

Eine Woche lang ging nun das Leben im Stützpunkt routinegemäß weiter. Baumstämme wurden gefällt, gesägt und getragen.

Die Bäume mußten immer weiter vom Stützpunkt entfernt herbeigeholt werden, weil man sich der guten Tarnung gegen Fliegersicht nicht berauben wollte.

Das Schleppen der schweren Stämme war für so große Leute

wie Franz gerade kein Vergnügen, besonders wenn sie an den Endpunkten zu tragen waren. Die Kleineren hielten sich in der Mitte dann lediglich am Stamm fest, während der Wiener unter der Last der Urwaldriesen fast zusammenbrach.

Franz' Bunker war nur einen halben Meter tief. Man konnte darin nicht einmal aufrecht stehen, sondern sich nur gebückt bewegen. Die Leute lagen so eng beisammen, daß es häufig genug Platzstreitigkeiten gab, wenn einer nicht sein Brot auf den eigenen Knien bestreichen wollte.

Und doch war jeder froh, daß man den Winter in einer festen Stellung verbringen konnte und sich nicht im Bewegungskrieg befand. Alle priesen die ruhige Stellung, in der man sich nach dem Grabendienst auch bei strengster Kälte immer wieder aufwärmen konnte.

Kigge bekam für seine »Ansprache« bloß zusätzlich einige Wachen aufgebrummt, ansonsten wurde er in Ruhe gelassen. Er war als Waffenschmied für die Instandhaltung der stets eingefrorenen Geschütze einfach unentbehrlich.

Dann gab es wieder einmal reichlich Feldpost. Franz stand gerade im Strandloch hinter dem Scherenfernrohr und beobachtete durch das Glas den Waldrand bei den russischen Stellungen. Dann schwenkte er die Optik zum Leuchtturm auf die Halbinsel und genoß die ziegelroten Ringe an diesem Rundbau, der so einen schönen Kontrast zu dem blauen Himmel und der blendend weißen Eisfläche gab.

Bevor er noch abgelöst wurde, kam Kigge in das Loch gekrochen und brachte ihm ein Feldpostpaket. Er wollte sich damit ein paar Zigaretten als Überbringerlohn verdienen, die er in dem Päckchen vermutete. Als der Wiener die Schnur entfernte und das braune Packpapier aufriß, fielen einige Packungen R-6-Zigaretten zu Boden, die der Berliner sofort eifrig aufhob. Dann fand er noch steinhartes Backwerk.

Franz schenkte Kigge, der nun ostentativ von den Zigaretten wegsah, eine der Packungen und las das Begleitschreiben, das

die schöne Hildegard aus dem Spandauer Hotel mit dem Päckchen geschickt hatte. In einem Tanzcafe hatten sie sich damals kennengelernt Sie war Kellnerin in einem Hotel und stammte aus Ostpreußen.

Nun blickte er auf die verblaßten Schriftzüge und versuchte den Sinn der Worte einigermaßen mit der Wirklichkeit zu vereinbaren:

»Nun steht in allen Zeitungen, daß der Krieg bald siegreich beendet sein wird. Ich freue mich ja so darüber, das wir uns dann bald Wiedersehen können ...«

Franz las diese Worte laut vor. Kigge, der gerade genußüchtig an der Zigarette sog, kommentierte: »Mensch, haben die eine Ahnung zu Hause. Der Iwan wird uns noch einmal mit dem nassen Lappen verjagen.«

»Nein, das glaube ich nun auch wieder nicht«, erwiderte Franz. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß dieses festgefügte eigene System einmal zerfallen sollte. Er begann mit Kigge offen darüber zu diskutieren.

»In russische Kriegsgefangenschaft möchte ich auf keinen Fall.«

»Nee, ich auch nicht«, erwiderte der Berliner und setzte naiv fort: »Da müssen wir rechtzeitig türmen. Wir werden uns ein Boot besorgen und rudern über den Ladogasee.«

Franz dachte an die russischen Flugzettel, die der Feind öfters mit Propagandaraketen herüberschoß. »Passierschein«, stand darauf zu lesen. Der Zettel enthielt für jeden Überläufer das Versprechen eines sofortigen Heimtransports nach Kriegsende. Soweit er sich aber erinnern konnte, hatte niemand von diesem »Passierschein« bis jetzt Gebrauch gemacht

Mit der Feldpost waren auch zwei Karbidlampen nach vorne gekommen. Das bedeutete eine wahre Sensation. Eine Lampe behielt sich der Leutnant, die andere wanderte täglich in einen anderen Bunker. Jeden neunten Tag gab es nun in Franz' Erdloch Festbeleuchtung. Alle lebten dabei auf und strahlten

wie das Licht selbst.

Der 3. Januar 1942 war der kälteste Tag des karelischen Winters. Das Thermometer zeigte 47 Grad unter Null. Die Posten »überstanden« lediglich eine Stunde. Sämtliche alten Zeitungen und Papierreste wurden noch unter der Kleidung auf die Haut geschoben. Besonders die Schuhe wurden damit vollgestopft, denn es gab nur wenige, die noch ein ganzes Paar Socken, ohne mehr oder weniger große Löcher, ihr eigen nennen konnten. Es war eine bestialisch strahlende Kälte, die jedes Leben im Wald und auf dem See erstickte. Sie nahm einem einfach den Atem weg. Der Entlausungsplan der Division kümmerte sich jedoch nicht um das Thermometer. Jeden Tag mußten von der Entlausungsstation der Division eine bestimmte Anzahl von Soldaten »betreut« werden.

Natürlich konnte man nicht einfach eine ganze Kompanie aus dem Frontabschnitt herausziehen. Jede Einheit mußte deshalb täglich fünf Mann zum Troß schicken, womöglich eine Bunkerbesatzung. Ein Lastwagen der Division fuhr dann sämtliche Troßplätze ab und brachte die Männer über die festgefrorene Decke des Eises zur Entlausungsstation. An diesem dritten Januar war ausgerechnet Franz' Bunker an der Reihe, die Reise nach der zwanzig Kilometer entfernten Entlausungsstation der Division anzutreten. Das, was sonst eine Vergünstigung, eine angenehme, vielbeneidete Abwechslung war, wurde an diesem Tag zu einer fürchterlichen Pein.

Als die Bunkerbesatzung des Wieners am Uferweg zum Troß zurückmarschierte, hätten links und rechts des Weges ganze Regimenter von Russen kampieren können. Keinem der Soldaten wäre dies aufgefallen. Jeder achtete nur auf sich selbst, jeder hatte seine ganze Kraft nur auf ein einziges Ziel gerichtet: Überstehen! Bis zu den Augen verummt kämpften sie sich durch den frostklirrenden Wald. Die Kälte kroch aber dennoch in die Knochen, ließ das Kinn, die Nase, Hände und

Füße zu gefühllosen Klumpen werden. Das einzige, was die Männer in diesem Augenblick aufrechterhielt, war die Hoffnung, beim Troß für einen Augenblick im warmen Küchenbunker unterkriechen zu können. Die Soldaten wurden jedoch grausam enttäuscht. Schon von weitem sahen sie die weißkondensierte Auspuffahne des Lastwagens der Division bereits mit laufendem Motor. Bei dieser Kälte durfte es kein Fahrer wagen, den Motor auch nur für einen Augenblick auszuschalten. Es bedurfte oft langwieriger Künste, um so ein Fahrzeug wieder in Gang zu bringen.

»Los, los, aufsitzen!« ließ sich ein Feldwebel der Division in einem langen, schweren Fahrermantel vernehmen. Auf der offenen Ladefläche lagen bereits hinter der Bordwand, auf der geschütztesten Stelle, einige zusammengekrümmte Gestalten.

Kigge klemmte sich den Finger noch beim Hinaufklettern zwischen Lastwagenwand und Ladefläche ein. Er schrie laut auf.

Der rasende Schmerz machte ihn fuchsteufelswild.

Eng aneinandergeschmiegt drängten sich die Soldaten auf dem Lastwagen zusammen. Dann ging es mit aufheulendem Motor hinaus auf die gleißende Fläche des vereisten Ladogasees.

Der Fahrtwind schnitt wie mit langen Messern in die Gesichter. Der Himmel war offen, er schien die Kälte des unendlich blauen Weltenraumes auf die Erde herabzustrahlen. Niemand blickte ängstlich gegen den Himmel. Niemand hielt nach Bombern oder Jagdflugzeugen Ausschau. Bei diesen Temperaturen stieg kein Flugzeug auf, da versagten sogar die Kanonen.

In knapp einer halben Stunde deutete das gedrosselte Motorengeräusch den Soldaten auf dem Lastwagen an, daß sie nun am Ziel sein mußten. Als Franz mit halb erfrorenen Gliedern langsam vom Wagen kroch, glaubte er sich wieder am Ausgangspunkt der Fahrt. So ähnlich sahen sich hier die

ärmlichen Dörfer am Ladogastrand. Hütten, Katen, roh aus Balkenholz zusammengezimmert, windschief und verwittert. Von den Dächern hingen dicke Eiszapfen.

Für die Landser begann aber erst jetzt die Passion. Da stand auf dem freien Hauptplatz des Dorfes ein schwarzer runder Dampfkessel mit einem langen Schornstein. Das Ganze sah aus wie eine altmodische Lokomotive ohne Räder. Hier wurden die Uniformen unter heißem Dampfdruck entlaust, während die Soldaten inzwischen ausgezogen in einer Sauna auf das Ende der Entlausung warten mußten.

Da kam ein Gefreiter, ein kleiner Kerl mit einem pfiffigen Gesicht, in die windige Hütte, wo die Soldaten warteten, und verlangte, daß sich jede Einheit das Holz für die Entlausung selbst sägen müsse. Neben dem Dampfkessel lagen riesige Baumstämme von mindestens einem halben Meter Durchmesser. Jede Kompanieabordnung sollte davon drei dicke Scheiben absägen. Das bedeutete für zwei Mann eine Arbeit von mindestens einer Stunde in beißender Kälte.

»Du kannst uns ...«, sagte Kigge zu dem Gefreiten von der Division.

»Sie«, brüllte der plötzlich zurück, »ich werde Sie sofort melden. Geben Sie mir sofort Ihr Soldbuch.«

»Du häßlicher Vogel, bei dir piept's wohl«, entgegnete der Berliner bösartig knurrend.

Der Gefreite trat einen Schritt auf Kigge zu, kniff die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen und sagte betont langsam: »Ich bin hier als Gefreiter in der Funktion eines Unteroffiziers. Wenn Sie mir nicht sofort gehorchen, dann bringe ich Sie vor das Kriegsgericht.«

Kigge duckte sich wie zum Sprung. Der Divisionsgefreite zögerte einen Augenblick, dann machte er kehrt und rief in der Tür: »Na, warten Sie!«

»So ein Angeber!« rief ihm Kigge noch nach. Die anderen gönnten dem Etappenhengst diese Abfuhr von ganzem Herzen.

Doch jetzt beschlich sie ein leises Unbehagen. Was jetzt kam, war eine unbekannte Gefahr.

»Ich habe nichts gehört und gesehen«, sagte Conny, der Student, vor sich hin und sah ziemlich gleichmütig dabei aus. »Mich kann jeder fragen, auch vor dem Kriegsgericht, ich habe nichts gehört und gesehen.«

»So weit wird es gar nicht kommen«, tröstete der Wiener. Aber ganz wohl war auch ihm nicht bei der Geschichte.

Da öffnete sich wieder die Tür. Der Gefreite der Division ließ einen schlanken Oberleutnant eintreten. Es war ein älterer Offizier mit grauem Haaransatz.

Die Soldaten standen stramm. Der Offizier winkte ab.

»Na?« fragte er, »was ist euch nicht recht? Womit seid ihr nicht zufrieden?« Er blickte von einem zum anderen.

»Melde gehorsamst, es war der Mann in der linken Ecke«, warf der Gefreite rasch ein und zeigte auf Kigge.

»Danach habe ich Sie gar nicht gefragt«, entgegnete der Oberleutnant.

Die Landser atmeten auf. Franz besaß ein feines Ohr für Untertöne. Er fühlte es. Hier stand ein Mensch und kein Kommißkopf vor ihnen.

»Ich werde euch jetzt einmal etwas sagen«, begann wieder der Offizier. »Wir haben hier nicht allzu viele Mannschaften bei der Division. Bei uns wird jeder einzelne gebraucht. Ihr müßt euch euer Holz schon selbst sägen. Das ist doch klar? Nicht wahr? Oder hat sonst noch jemand eine Frage? Na, also! Dann geht ja alles in Ordnung.« Der Offizier machte kehrt und verließ wieder die Hütte.

Eine Stunde später lagen drei Holzräder neben der Entlausungsmaschine. Es war ein hartes Stück Arbeit gewesen. Immer je zwei Mann hatten ein Rad mit einer riesigen Blattsäge abgesägt.

Es dauerte noch eine geraume Weile, ehe man ihnen wieder die Uniformen, fast noch dampfgefeucht, zurückgab.

Der Weg zurück stand dem Martyrium der Hinfahrt kaum nach. Müde, wie zerschlagen, trat die Bunkerbesatzung vom Troß aus wieder den Weg zurück in den Stützpunkt an. Jetzt hätten sie sich müssen ausschlafen können. Nun hieß es aber wieder zurück in den Graben. Aber merkwürdig, es gab nach dieser Roßkur keinen einzigen Kranken, niemand hatte sich eine Erkältung zugezogen. Nur am nächsten Tag gab es ein kleines Zwischenpiel.

Kigge hielt sein Hemd an den Feuerschein des Bunkerofens, knackste eine Laus zwischen den Daumennägeln und sagte: »Schon wieder eine!«

Vom Ladogasee strich ein leichter Wind über die Gräben des Stützpunkts. Die Luft roch herb und ahnungsvoll nach frischen Märztagen.

Aus der Ferne hörte man dumpfes Grollen, etwa so, als ob ein Eisenbahnzug über die Schienen donnert.

»Das sind Brocken, die sie uns hierher kullern werden. Vorläufig kann sich noch der Nachbarabschnitt damit amüsieren«, meinte Kigge.

»Das ist nicht im Nachbarabschnitt. Das sind unsere Bomber, die über Leningrad abladen«, erwiderte Conny.

Beide hielten einen Augenblick im Gespräch inne. Der Wind rauschte durch die Bäume, und tausendfältige Geräusche wurden hörbar. Conny hätte jetzt einige Meter im Graben weitergehen sollen. Zu seinem Schützenloch. Er blieb aber bei Kigge. Bei ihm fühlte er sich wohler und vor allen Dingen sicherer.

Keiner wollte allein sterben, allein verwundet werden, obwohl natürlich die Verluste bei Zusammenballungen größer waren. Aber man wollte in der Angst und Gefahr den Atem des Nächsten spüren oder ihn zum mindesten sehen. Seien es auch nur die Absätze des Vordermannes, wenn man im Dreck lag.

Die Angst besaß immer nur einen einzigen Mechanismus,

der aber durch tausend verschiedene äußere Anlässe ausgelöst werden konnte. Das Knacken eines Zweiges, ein Rauschen der Blätter, ein Schatten... Oft erinnerten die Geräusche nur an schreckliche Situationen, die man bereits durchstanden hatte.

Angestrengt starrten die beiden über den Grabenrand in die Dunkelheit. Die Luft war von zitternder und flimmernder Durchsichtigkeit. Immer mehr schmutzigbraune Flecke waren in der Schneefläche zu sehen.

»Ich bin bloß neugierig, wie lange sie uns hier liegen lassen werden«, fing Kigge wieder zu flüstern an. Er fand als erster wieder seine Sorglosigkeit. Und diese Frage hatte, weil er sie schon so oft gestellt hatte, lediglich einen rein rhetorischen Charakter. Es war bei ihm die übliche Einleitung eines Gespräches. So wie ein anderer vom Wetter spricht, so stellte der Berliner immer wieder die Frage nach einem Ende, von dem keiner wußte, wie es ausgehen sollte.

»Nun hör doch schon einmal mit deinem Gekratze auf, das macht einen ja nervös. Außerdem hört man nichts«, sagte Kigge ungeduldig, als Conny wieder einmal sein Gewehr zur Seite gestellt hatte und heftig zu kratzen begann.

»Daß diese Läuse, diese Biester, auch immer rebellisch werden, wenn ich Wache schieben muß«, erwiederte Conny, und begann wieder wie wild zu schaben.

Das war für Kigge das Stichwort. Im Grunde genommen konnte er den Studenten nicht leiden. »Du bist eben ein Ferkel. Bist wohl zu fein, die Läuse zu knacken...« Doch dann hielt Kigge wieder ein. Er wollte es nicht zu weit treiben. Conny bekam immer so viele Päckchen von seinen Angehörigen geschickt. Und in diesen Päckchen waren Zigaretten. Aber Conny war bereits eingeschnappt.

Jäh hielt er inne. In der Ferne hörte man ein metallenes Klicken, so, als ob jemand mit einem Hammer auf einen Blecheimer schlagen würde. Es war das helle, trockene Klicken schwerer Granatwerfer beim Abschuß. Kigge zählte die

Schläge ...: »eins, zwei, drei...«

Weiter kam er nicht, schon zischte es in der Luft, und dann zerriß ein fürchterlicher Krach die leisen Geräusche der karelischen Nacht. Gleich darauf folgten Nummer vier, fünf, sechs. Dann war wieder Stille. Conny griff im Liegen zur sandig-feuchten Grabenwand. Das Gewehr war weg.

»Hast du mein Gewehr gesehen?« fragte er Kigge, der sich soeben von der Grabensohle erhob.

»Nee«, erwiederte dieser, »vielleicht hast du keines mitgenommen.«

»Unsinn!« erwiederte der Student. Das muß jemand weggenommen haben.«

»Vielleicht war der Iwan inzwischen da«, meinte Kigge höhnisch.

»Da würdet ihr aber hier nicht solche Latrinengespräche führen«, klang plötzlich scharf die Stimme des Feldwebels Kokowski. Conny und Kigge erstarrten. Der Feldwebel stand wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen.

Vor seiner Brust baumelte die Maschinenpistole. In der linken Hand hielt er das Gewehr Connys.

»Das Gewehr habe ich euch geklaut, während ihr hier wie die Weihnachtsmänner Parolen geflüstert habt. Junge, Junge, ihr seid vielleicht Figuren. Ihr werdet jetzt einmal gleich zwei Stunden länger im Graben bleiben. Wenn ich euch noch einmal zusammen sehe, dann trete ich euch in den Hintern. Und morgen werdet ihr das Holz für sämtliche Bunker sägen. Da hast du deine Knarre«, beendete der Feldwebel seinen Zornesausbruch. Dann warf er das Gewehr Conny zu.

Da gab es im Stützpunkt auch den Obergefreiten Bölke. Es war von einer aufgeriebenen Schützenkompanie hierher versetzt worden. Dieser langjährige Soldat wollte unbedingt befördert werden. Er hatte schon unzählige Lehrgänge hinter sich und kannte die Dienstvorschriften besser als mancher Vorgesetzte.

Und doch konnte er es nicht zum Unteroffizier bringen.

Immer, wenn sich ihm die Chance bot, befördert zu werden, wurde er vorher verwundet oder zu einer neu aufgestellten Einheit versetzt.

Seine Verbitterung war groß, dennoch versah er aber seinen Dienst stets pflichtbewußt.

Am nächsten Tag war der Divisionskommandeur angesagt. Das war für Bölke eine Chance, sich auszuzeichnen. Vielleicht, so dachte er ...

Um die Mittagszeit stand der General vor dem Schützenloch Bölkens. Der Mann mit den golddurchwirkten Aufschlägen war von auffallend kleiner Statur, trug ein Monokel, und an seinem Hals baumelte das Ritterkreuz. Zwei Stabsoffiziere kamen hinter ihm drein. Der Kompaniechef kam aus seinem Erdloch gekrochen und machte Meldung. Zu viert marschierten sie die Stellung ab. Den Stabsoffizieren konnte man es an den ungeduldigen Mienen und raschen Schritten anmerken, daß sie es ziemlich eilig hatten, diese Besichtigung hinter sich zu bringen, aber der Leutnant ließ sich in seinen Ausführungen über die Besonderheiten dieser Stellung Zeit.

Schließlich hatten sie den ganzen Stützpunkt kontrolliert und waren wieder vor das Schützenloch des Obergefreiten Bölke gelangt. Die außergewöhnliche Lage dieser Maschinengewehrstellung erweckte das Interesse des Generals.

Bölkes große Stunde war gekommen. Das, was er in den vielen Lehrgängen gelernt hatte, konnte er nun glänzend anbringen. Jetzt war die Gelegenheit da. Jetzt oder nie.

Mit lauter Stimme schmetterte er los. »Obergefreiter Bölke, Maschinengewehrposten eins! Linke Beobachtungsgrenze, der auffallende Kugelbaum am gegenüberliegenden Hang, daneben vermutlich eine getarnte Maschinengewehrstellung.«

Der General wurde bei diesen lauten Worten sichtlich nervös. Er trat von einem Bein auf das andere. Die Adjutanten blickten vorwurfsvoll und beunruhigt zugleich auf den

Kompaniechef. Bölke ließ sich aber nicht beirren. Vorschriftsmäßig das Gesicht dem Feinde zugekehrt, knatterte er seine Meldung weiter hinaus. »Rechte Beobachtungsgrenze ...«

Das Gesicht des Generals hatte sich inzwischen grimmig verzogen. Schließlich stand er deckungslos auf dem Kamm des Hügels, sozusagen auf dem Präsentierteller, eine gute Zielscheibe für »die feindliche Maschinengewehrstellung neben dem auffallenden Kugelbaum«, während der Obergefreite schön geschützt in seinem Deckungslöch stand. Der konnte leicht brüllen.

Der General begann sich zu räuspern. Bölke glaubte, schlecht verstanden worden zu sein und brüllte seine Meldung noch einmal und viel lauter in den Wald hinaus. Diese Chance konnte er sich nicht entgehen lassen. Er begann also wieder mit gewaltiger Stimme: »Rechte Beobachtungsgrenze ...«

»Seien Sie endlich ruhig, Mann!« schrie nun seinerseits der General den Obergefreiten an und schnitt ihm damit jedes weitere Wort ab. Dann ging er mit seinen kurzen Beinen rasch weiter. Die Adjutanten hinter ihm beeilten sich, das Tempo mitzuhalten.

Der General hatte genug gesehen. Bei dieser Lage des Stützpunkts, so hatte er dem Kompaniechef gegenüber bemängelt, müsse die Einheit durch Spähtrupps ständig Fühlung mit dem Feind halten. Das Vorfeld müsse dauernd kontrolliert werden.

An dem Tag, an dem der für Franz so denkwürdige Spähtrupp befohlen worden war, klärte erst einmal ein Vorspähtrupp das Gelände vor der Stellung auf. Um neun Uhr vormittags, knapp nach Sonnenaufgang, sah Franz von seinem Schützenloch aus drei Gestalten aus dem schummrigen Halbdunkel des Waldes vor seiner Stellung auftauchen. Es war der zurückgekehrte Vorspähtrupp.

Der Unteroffizier, der diesen Auftrag durchgeführt hatte,

brachte beruhigende Nachrichten. Er habe wohl Geräusche gehört, vermute aber, daß diese wahrscheinlich von umherstreuendem Wild herrührten. Eine Stunde später stieg Franz, kaum abgelöst, aus dem schützenden Laufgraben, um sich mit dem Spähtrupp in das ungewisse Vorfeld hinauszugeben. Er ging als Nachrichtenmann mit.

Der Trupp wurde in drei kleinere Gruppen aufgeteilt, die sich fächermäßig auf der schmalen Waldrippe verteilten. Franz ging mit Conny in der Mittelgruppe; zwei Mann als Führer voraus.

Alle zehn Meter blieb Feldwebel Kokowski stehen und beobachtete minutenlang mit seinem Fernglas das Gelände, ehe er Zeichen zum Weitermarsch gab.

Es war ein diesiger Tag, und vom zugefrorenen Ladogasee trieb ein leichter Wind den Pulverschnee wie feine Nadeln in die Gesichtshaut. Franz dachte gerade daran, daß heute Sonntag war. Zu normalen Zeiten würde er sich bei so einem Wetter wahrscheinlich noch im Bett umdrehen. So sinnierte er vor sich hin, während er mechanisch das Kabel von der Rolle abspulte. Für Kokowski war der Spähtrupp das erste Unternehmen dieser Art. Der Feldwebel war ein nervöser Mensch. Seine stark ausgeprägten Stirnfalten ließen ihn, den Dreißigjährigen, bedeutend älter erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Kokowski war kein Feigling, wenn er auch keinen gesteigerten Wert darauf legte, den Helden hervorzukehren. Er handelte stets sehr impulsiv und führte jeden Auftrag bis zur Rücksichtslosigkeit gegen seine eigene Person durch. Alles ging ihm zu langsam. Die Soldaten, die einen Befehl von ihm auszuführen hatten, spürten seine nervöse Ungeduld förmlich körperlich.

Nicht selten kam es vor, daß der Feldwebel plötzlich mit einem Sprung zur Stelle war und mit eigenen Händen Zugriff, weil es ihm nicht schnell genug ging. Er begleitete solch

impulsive Aktionen nicht gerade mit gewählten Worten.

An seiner Kabelrolle ersah der Wiener, daß sie nun ungefähr vierhundert Meter weit ins Niemandsland vorgestoßen waren. Das Tempo wurde jetzt langsamer, und niemand riskierte mehr ein lautes Wort, es wurde nur geflüstert.

Schließlich befahl Kokowski, die Gewehre von der Schulter zu nehmen und schußbereit auf die Patronentasche zu legen. Franz hatte inzwischen die zweite Fünfhundertmetertrommel angerissen. Diese würde er nicht mehr leerkriegen, dachte er, denn die russischen Stellungen lagen keine tausend Meter von den eigenen entfernt. Nach seiner Berechnung mußten die jetzt schon ziemlich nahe am Feind sein.

Da! Plötzlich gab Kokowski das Zeichen zum Hinlegen. Mit angehaltenem Atem preßte sich Franz auf den Boden. Die »Fühler« mußten etwas entdeckt haben, aber es war trotz angespannten Lauschens nichts Verdächtiges zu hören. Nur das froststarre Geäst der Bäume knarrte leicht im Rauschen des Windes.

Langsam robbend arbeitete sich der Spähtrupp weiter. Als Franz sich gerade über einen Hügel schob, sah er vor sich eine Waldlichtung, die am jenseitigen Ende durch einen mächtigen, umgefallenen Baumstamm begrenzt wurde. Ein Artillerietreffer mußte ihn entwurzelt haben. Hinter diesem Baumriesen lag bereits Kokowski mit der Maschinenpistole im Anschlag.

Neben ihm kauerte Kigge. Der Feldwebel stieß jetzt seine Faust dreimal kurz hoch. Das bedeutete für den Wiener, nachzukommen. Im Wald fühlt sich der Soldat im allgemeinen sicher. Es bieten sich viele Deckungsmöglichkeiten, aber über eine Lichtung kann man sich nur wie ein scheues Reh bewegen. Die Kabelrolle in der Hand, huschte der Wiener mit kurzen Sprüngen über die deckungslose Lichtung. Als er mit klopfendem Herzen neben Kokowski lag und langsam verschauftete, deutete der Feldwebel mit dem Zeigefinger auf den Mund. Er gebot ihm, sich leise zu verhalten. Vorsichtig

hob jetzt Franz seinen Kopf und lugte über den Baumstamm durch das Geäst.

Zuerst konnte er nichts Verdächtiges sehen. Bei genauerem Hinsehen erkannte er, daß sie sich unmittelbar vor den geschickt getarnten russischen Stellungen befanden. Anscheinend hatten die Russen noch keinen Verdacht geschöpft. Vorsichtig schabte nun der Wiener den Draht blank, um die Kabelenden an den Feldfern sprecher anzuschließen. Dann drehte er langsam die Kurbel für den Probeanruf.

Jetzt mußten sie in der eigenen Stellung bereits mit Spannung und Ungeduld auf das erste Läuten warten. Da! Ein Klicken in der Hörmuschel, am anderen Ende hatte man abgehoben. Franz übergab Kokowski den Hörer. Das Gespräch war kurz.

»Achthundertundfünfzig«, flüsterte der Feldwebel die an Hand des abgespulten Kabels errechnete Entfernung zur feindlichen Stellung. Anscheinend sprach er zu leise, denn am anderen Ende verstand man nicht. Die Leitung war lang, die Batterien schwach und die Ohren durch das dauernde Knallen unempfindlich geworden.

Kokowski gab nun, bevor er noch einmal den Hörer an das Ohr drückte, den Soldaten durch ein Zeichen zu verstehen, die Gewehre zu entsichern. Das hieß auch: Jeder solle sich einen Platz mit gutem Schußfeld aussuchen. Schußfeld geht vor Deckung! So stand es in den Ausbildungsvorschriften.

Franz konnte aber auch diesmal beobachten, daß jeder einzelne für sich die Vorschrift gegenteilig auslegte: Alle suchten sich einen besonders dicken Baum oder eine tiefe Mulde aus, von wo aus sie zwar nicht viel überblickten, dafür selbst um so weniger gesehen werden konnten.

Inzwischen wurde Kokowski ungeduldig. In immer lauter werdendem Ton rief er die Entfernung durch: »Achthundertundfünfzig!« Wenn die Russen nicht schwerhörig waren oder schliefen, mußten sie es auch hören. Es blieb aber

überraschenderweise still, und am anderen Ende der Leitung verstand man leider noch immer nicht genau.

Plötzlich peitschte ein einzelner Gewehrschuß in die Gegend. Alles erstarrte. Ob Feind oder Freund gefeuert hatte, konnte Franz nicht feststellen. Einige Sekunden lang war es still, dann ging die Hölle los. Aus dem russischen Graben ertönten laute Rufe, und von allen Seiten knatterten die Maschinengewehre los. Kokowski brüllte aus voller Lunge die Entfernung neuerlich ins Telefon, während Franz sich minutenlang an den Boden preßte. Über ihm rasierte eine Maschinengewehrgarbe einen emporragenden Ast des umgestürzten Baumes glatt ab. In das Krachen, Knattern und Rufen mischten sich nun die dumpfen Abschüsse der eigenen Batterien, und die ersten Granaten kündigten durch ein feines Pfeifen ihr Kommen an.

Die hinten hatten wohl auch den Gefechtslärm gehört und feuerten einfach drauflos. Die ersten Einschläge der eigenen Artillerie lagen unangenehm knapp vor dem Baumstamm.

Kokowski legte hundert Meter hinzu und brüllte die neue Entfernung durch das Telephon.

Das sollte sein letzter Feuerbefehl gewesen sein, denn plötzlich erhielten Franz und die Gruppe nicht nur von vorne, sondern auch von der Flanke her Gewehrfeuer. Links und rechts von dem Wiener hasteten die Männer sprungweise zurück und riefen: »Wir sind umgangen worden!«

»Los! Alles zurück! Absetzen!« schrie nun auch der Feldwebel, als die Kugeln aus der Flanke immer dichter pfiffen. Franz sah sich unvermittelt mit der Gruppe um Kokowski allein, denn die seitendeckenden Soldaten waren schon längst über die Lichtung nach hinten gerannt.

Jetzt galt es, selbst über die deckungslose Fläche in den schützenden Wald zurückzueilen. Franz und Kokowski sprangen gleichzeitig. Der Fernsprechapparat mit den Kabeln mußte liegenbleiben. Kaum waren die beiden einige Schritte

auf der Lichtung, als sie eine Feuergarbe zu Boden zwang.

Als sie sich wieder erheben wollten, fielen sie, wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, wieder zu Boden. Beide hatten sich mitten auf der Lichtung mit den Beinen hoffnungslos in dem liegengebliebenen Telephonkabel verheddert.

Kokowski fluchte fürchterlich. Wieder erhoben sich beide gleichzeitig, und wieder stürzten sie in den Schnee. Immer wieder verstrickten sie sich in dem Draht, der sich in wirren Knäulen um ihre Schuhe schlängelte. Schon hörten sie die fremden Laute der Russen.

»Schneiden Sie den Draht durch!« brüllte jetzt Kokowski, außer sich vor Wut.

»Geht nicht«, antwortete Franz, »ich habe die Zange beim Apparat liegenlassen.«

Da kam ihm die rettende Idee. Er zog sich einfach den Stiefel aus und ließ ihn im Drahtgewirr stecken. Nun konnte sich auch der fluchende Feldwebel befreien. In kurzen Sätzen eilten sie auf den rettenden Wald zu.

Es war einer der schönsten Wintertage. Das Thermometer an der Außenwand des Chef bunkers zeigte 27 Grad Kälte. Das war verhältnismäßig erträglich, und der See erstrahlte unter einem blauen Himmel in gleißender Lichtfülle.

Kokowski hielt Unterricht in Waffenkunde. Der Kompaniechef hielt es angesichts des schönen Tages für geraten, die Leute ein bißchen zu beschäftigen. Das seiner Ansicht nach faule Herumliegen in den Bunkern tagsüber war keineswegs angetan, die Disziplin zu stärken. Die Beschäftigung sollte jedoch nicht sinnlos sein. Jede freie Minute mußte ausgenutzt werden, um die Sicherheit im Stützpunkt zu erhöhen.

Die Kompanie besaß bereits einige russische Beutemaschinengewehre. Aber noch waren nicht alle Soldaten mit diesen Waffen vertraut. Er befahl daher Kokowski, mit den Leuten ein wenig zu üben. Der Feldwebel nahm sich gleich

Franz' Bunker zuerst vor.

Da umstanden sie nun den Feldwebel im Halbkreis, der, auf einem Baumstumpf sitzend, das russische MG zerlegte und eingehend jeden Bestandteil erläuterte. Diese Waffe war viel einfacher als das deutsche MG 34. Die flache Trommel über dem Schloß ließ sich spielend auswechseln. Auch der Laufwechsel war keine Affäre.

Einer nach dem anderen kam an die Reihe. Conny, Kigge, Franz und die anderen. Jeder mußte das MG einmal zerlegen und wieder zusammensetzen. Für Kokowskis Begriffe spielte sich das Ganze zu ruhig ab.

»So, jetzt werden wir einmal üben, wie man mit dieser Kanone in Stellung geht.« Kigge war der erste. »Auf, marsch, marsch!« rief Kokowski.

Kigge nahm das MG im Schwerpunkt beim Zweifuß und rannte einige Schritte den Uferweg entlang. Nicht zu schnell, aber auch nicht zu langsam. Das Tempo war genau dosiert. Es lag genau zwischen Rekrutenhast und provozierendem Zeitlupentempo. Kigge wußte, was er sich als alter Soldat schuldig war.

»Stellung!« bellte Kokowski kurz.

Kigge ging zu Boden. Wenig vorschriftsmäßig. Es sah ziemlich umständlich aus. Die Knochen waren vom Bunkerleben ziemlich steif geworden.

»Mensch, Mensch,« rief Kokowski, »das nennst du Stellung? Du liegst ja hier wie eine Schießbudenfigur auf dem Präsentierteller! Ob du dich jemals so hingelegt hast, wenn es geknallt hat?«

»Schußfeld geht vor Deckung,« erwiderte Kigge.

»Schußfeld?« erwiderte Kokowski und kniete sich neben dem Berliner zu Boden. »Da stehen doch drei dicke Bäume vor dem Lauf. Junge, Junge, einfach stur hinlegen. Los, in Deckung.«

Kigge ließ sich darauf ein Stück in Deckung abrollen. Conny

beobachtete lächelnd das Schauspiel. Er lächelte auch noch, als sich Kokowski bereits umgedreht hatte und ihn gereizt ansah.

»Los, Sie sind der nächste«, forderte ihn der Feldwebel auf. Kigge übergab ihm das Maschinengewehr.

»Marsch, marsch!« Conny lief. Er rannte ziemlich rasch, um möglichst weit aus der Nähe des Feldwebels zu kommen.

»Stellung!« ertönte es scharf.

Der Schnee stob auf, als sich Conny mit der Waffe zu Boden warf. Kokowski kniff ein wenig die Augen zu, richtete sich wieder vom Baumstumpf auf und näherte sich gemächlich dem Schützen.

»Das nennen Sie Stellung!« brüllte der Feldwebel los. »Die Mündung voll Schnee, total verdreckt, wie wollen Sie denn da schießen?« Jetzt kniete sich auch Kokowski nieder.

»Der Kerl kann ja von hier nichts sehen!« brüllte er und versuchte Conny ein Stück vorzuziehen.

Conny warf sich mit einem Ruck auf den Rücken und verhängte sich mit seinen Beinen absichtlich oder unabsichtlich zwischen den Stiefeln des Feldwebels, der der Länge nach hinschlug. Peng! Peng! Da knallte es kurz zweimal vom See her. Kokowski und die Soldaten liefen die wenigen Meter zum Strand und starrten hinter den Bäumen auf die Eisfläche. Da entdeckten sie ungefähr fünfhundert Meter entfernt auf der schneebedeckten Eisfläche drei schmutziggraue Punkte. Wieder machte es leise: Peng! Es mußte eine finnische Patrouille auf dem Eis sein. Da sah man auch schon die anderen in der Richtung des Leuchtturmes. Fünf Mann, die sich sprungweise zum Ufer der Halbinsel arbeiteten.

Zwei Spähtrupps auf dem Eis waren sich begegnet. Vielleicht waren sie schon die ganze Nacht unterwegs gewesen und wurden jetzt von dem gnadenlos schönen Wetter überrascht, das ihnen fast jede Chance einer Deckung auf dem Eis nahm. Wieder machte es Peng. Diesmal blieben die Russen liegen. Unbeweglich lagen sich jetzt die beiden Gruppen

ungefähr zweihundert Meter auf dem Eis gegenüber.

Conny rührte sich mit seinem russischen MG noch immer nicht auf dem Uferweg.

»Die müssen jetzt warten, bis es duster wird«, meinte Kokowski.

Da kam der Leutnant aus dem Bunker. Mit den wegstehenden Ohrenklappen seiner Finnenmütze sah er ein bißchen merkwürdig aus.

Kokowski fühlte sich unbehaglich. Die Szene mit Conny war ihm unangenehm. Er wußte, daß er sich einen Übergriff erlaubt hatte. Der Kompanieführer verstand in solchen Sachen keinen Spaß.

»Was ist denn da los?« erkundigte sich der Leutnant

»Zwei Spähtrupps liegen sich auf dem Eis gegenüber.«

Der Leutnant nahm sein Fernglas und setzte es an die Augen.

»Die graben sich im Schnee ein«, murmelte er vor sich hin.

»Hinschießen hat keinen Zweck«, meinte Kokowski zu dem Offizier, »weder mit dem MG noch mit den Gewehren. Wir gefährden dabei nur die Finnen.«

»Sie haben recht«, erwiederte der Kompanieführer und wandte sich wieder vom See ab. »Was macht die Waffenausbildung?«

»Alles in Ordnung, Herr Leutnant«, erwiederte Kokowski. Dann drehte er sich zu dem noch immer auf dem Boden liegenden Conny und rief: »Stehen Sie auf!«

Conny erhob sich und trottete zurück. Gespannt beobachteten ihn alle. Auch Kokowski trat unruhig von einem Bein auf das andere. Diesem Kerl, daß wußte er, war es durchaus zuzutrauen, daß er sich beschwerte. Zwar durfte man nach der Beschwerdeordnung sein Vorbringen erst 24 Stunden nach dem Vorfall melden. Doch wer weiß? Aber Conny biß die Lippen fest zusammen und stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, zu den anderen.

»Na, dann machen Sie weiter!« sagte der Offizier und

wandte sich wieder seinem Bunker zu.

»Wir werden hier keinen sturen Kasernenhofbetrieb aufziehen«, meinte jetzt Kokowski, »den Gefallen machen wir dem Alten nicht. Jetzt werden wir uns einmal ein bißchen amüsieren.«

Während am Uferrand gelacht und gescherzt wurde, lag nur wenige hundert Meter auf dem Eis eine Handvoll Menschen und kämpften um ihr Leben. Klemmerten sich in den Schnee, häuften ihn vor ihren Köpfen auf und bereiteten sich darauf vor, noch Stunden auf die hereinbrechende Dunkelheit zu warten.

Die strahlende Sonne, der wolkenlos blaue arktische Himmel ließ kaum die Chance zu, daß sich vielleicht vorher eine diesige schützende Nebelwand über den See senken könnte.

Der Leutnant gab also telephonisch Befehl, die Post mit dem Pferdeschlitten nach vorne zu schaffen. Franz horchte in den Wald hinaus. Das Fuhrwerk mußte jeden Augenblick ankommen. Plötzlich ein lauter Knall. Der Schlitten! Die Feldpost! Der ganze Stützpunkt kam auf die Beine. Niemand hatte sich hingelegt. Jeder wartete auf die Post. Und jetzt ahnten sie Schlimmes.

Der Kompanieführer stellte rasch einen Trupp von fünf Mann zusammen und schickte diese unter Leitung von Kokowski in die Richtung des Explosionsgeräusches den Uferweg zurück. Nach einer halben Stunde war die Ursache der Explosion kein Geheimnis mehr. Die Russen hatten auf dem Uferweg zum Troß eine kleine Holzmine vergraben. Die schweren Kufen des Schlittens glitten darüber und lösten den Mechanismus des Teufelskörpers aus. Glücklicherweise war weder den Begleitsoldaten, noch dem Pferd dabei etwas Ernstliches geschehen. Lediglich der Schlitten war zur Seite geschleudert worden. Auch der Feldpostsack konnte unbeschädigt geborgen werden.

Am nächsten Tag versammelte der Leutnant die Kompanie

um den freien Platz bei den Geschützen.

»Unsere Nachschublinie ist vermint«, begann er. »Zwei Mann werden daher den Uferweg heute noch absuchen müssen.« Der Offizier ließ bei diesen Worten seine Augen von einem zum anderen gleiten. Er dachte nach, wen er wohl für dieses nicht ungefährliche Geschäft einteilen könnte. Schließlich sah er Franz entschlossen an. Der Wiener ahnte, daß er nun mit von dieser Partie sein sollte.

Der Leutnant hob langsam seinen Zeigefinger, zeigte auf den Wiener und sagte gelassen: »Sie! Und ...«, sein Zeigefinger bewegte sich suchend zur Seite, schwankte eine Weile unschlüssig hin und her und richtete sich schließlich auf Conny, der neben Franz stand. »Sie beide werden diesen Auftrag gleich jetzt durchführen. In zwei Stunden wünsche ich die Vollzugsmeldung!«

Kokowski ärgerte sich darüber. Er fühlte sich als Zugführer übergangen. Er hätte lieber Kigge damit beauftragt und noch eine andere »Großschnauze«, wie er sich auszudrücken pflegte.

Franz kroch in seinen Bunker, holte die Zigaretten und seinen Schnaps unter dem Tornister hervor und sagte zu Kigge: »Meine Seife und mein Rasierzeug ... das kannst du an dich nehmen ... falls ...«, dem Wiener fiel im Augenblick kein passender Ausdruck ein ...

»Mensch, rede keinen Blödsinn!« unterbrach ihn Kigge.

Bevor er mit Conny den spanischen Reiter wegschob, um auf den Uferweg hinauszutreten, nahm er eine Geldmünze in die Hand und wirbelte sie in die Luft, Kopf oder Adler. Franz hatte Kopf geworfen. Er mußte also die ersten zehn Minuten vorangehen und den »Minentreter« machen. Conny folgte im Hundermeterabstand. Wenn sich irgendwo am Weg eine verdächtige Erhöhung im Schnee zeigte, legte sich der Wiener auf den Bauch hinter einem Baum und stocherte vorsichtig mit einem langen Ast auf die verdächtige Stelle.

Da zeigte sich schon nach wenigen Minuten mitten auf dem

Weg ein besonders auffällig großer Hügel. Franz legte sich hinter einen Baumstumpf und winkte Conny zu sich heran. Eben wollten sie zu stochern beginnen, als sie vor Schreck wie gelähmt waren: Sie hörten deutlich, wie sie jemand hinter ihrem Rücken mit unverkennbar russischen Worten anrief.

Sie waren dem Mann auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Ihre Gewehre hatten sie nämlich vorher in einigen Metern Entfernung an einen Baum gelehnt, um sich ungehindert ihrer gefährlichen Tätigkeit widmen zu können.

Als sie sich vorsichtig umdrehten, sahen sie direkt in die Mündung einer Maschinenpistole, die ein riesiger Kerl mit grauwattierter Jacke in Anschlag hielt. Conny und Franz hoben sofort ohne zusätzliche Aufforderung ihre Hände, und der Riese begann lebhaft auf sie einzusprechen. Leider in seiner Muttersprache. »Wir müssen bluffen«, flüsterte Franz seinem Freund hastig zu. »Sag' ihm, daß wir nicht allein wären, du kannst doch russisch!«

Conny hatte einmal gelegentlich erwähnt, daß er an der Kieler Universität Russisch studiert hätte. Tatsächlich begann er nun gleichfalls, in für Franz unverständlichen Lauten auf den Russen einzureden. Dieser schien ihn jedoch auch nicht zu verstehen, denn er bellte förmlich wie ein wütender Hund zurück. Vielleicht spricht er einen unmöglichen Dialekt, dachte sich Franz.

Die Situation wurde nun ziemlich ungemütlich, denn der Russe wurde immer gereizter, je mehr Conny auf ihn einsprach. Immer lauter gab er zu verstehen, daß er nicht verstand. Der Wiener hatte nun einen Einfall. Er griff nach seiner Feldflasche, in der sich noch ein Schlückchen Schnaps befand, und reichte sie dem Russen. Der nahm das Ding vorsichtig in die Hand, schraubte den Verschluß ab, roch daran, und sein Gesicht verklärte sich. Mit einem Ruck schleuderte er seine Maschinenpistole in den Schnee und sagte lächelnd: »Du, Spezialist!« Dann tat er einen langen, tiefen Zug aus der

Flasche. Conny sprang rasch zu den Gewehren und richtete die Mündung seines Laufes auf den Gegner. Dieser grinste jedoch nur und ließ sich widerstandslos von den beiden abführen.

Der Leutnant verhörte den Gefangenen. Als Dolmetscher diente ihm ein Soldat, der aus Oberschlesien stammte und etwas Polnisch konnte. Mit seiner Hilfe erfuhr man, daß der Gefangene mit einer ganzen Gruppe in der Nacht den Uferweg vermint hatte. Er selbst hatte sich dann vor seinen Kameraden versteckt, um nicht mehr über das Eis zurückgehen zu müssen. Er wollte von Anbeginn überlaufen und war so auf die beiden Minensucher gestoßen. Seine interessanteste und beunruhigendste Aussage: Die Russen planten einen Großangriff auf den Stützpunkt. Der Gefangene selbst hatte keine Lust gehabt, bei diesem riskanten Unternehmen mitzumachen.

Eines Tages trafen wieder vier Mann vom Ersatz ein. Darunter befand sich ein merkwürdiger Soldat. Er mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Auffallend an ihm waren die ungewöhnlich breiten Schultern seiner stämmigen Gestalt und die langen Arme, die ihm nach der Art eines Gorilla herunterhingen. Wenn er lachte, sah man, daß er keinen einzigen Zahn mehr besaß. In seinem breiten Gesicht mit der hakenartig gebogenen Nase funkelten unstet zwei kleine, leicht geschlitzte Auglein.

Der Mann fiel irgendwie aus dem Rahmen. Er hieß Häusler. Mit ihm unterhielt sich der Kompanieführer besonders lange. Dann wurde er eingeteilt, den Pferdeschlitten zu begleiten, der täglich das Mittagessen brachte. Er ging sozusagen als zusätzliche Bewachung mit. Wenn er mit den dampfenden Kanistern und den Brotsäcken ankam, so scheute er sich nicht, für die Kameraden ein Holzrad Brennholz von den langen Stämmen abzusägen. Die schwere körperliche Arbeit machte ihm Spaß.

Diese Hilfsbereitschaft täuschte aber nicht darüber hinweg,

daß mit diesem neuen Mann irgend etwas nicht stimmte. Niemand konnte mit ihm richtig warm werden. Er war ein Fremdkörper in der Kompanie. Daß daran nicht sein Aussehen und sein Alter die Schuld trugen, stellte sich alsbald heraus.

Häusler war der Kompanie zur Bewährung zugeteilt. Er hatte schon mehrere Jahre hinter Gittern verbracht.

Ein Fund von Feldwebel Kokowski sollte der Anlaß sein, daß Häusler zum Gesprächsstoff der ganzen Kompanie wurde. Als Kokowski eines Tages von der Sauna in die Stellung fuhr, sah er im Schnee etwas Braunes blinken. Der Feldwebel vermutete etwas Verwertbares. Trotz Minenfurcht schwenkte er vom Uferweg ab und hielt auf einmal den Umschlag eines Feldpostpäckchens in der Hand. Mit Blockbuchstaben in halbverwischter Tintenschrift konnte man die Feldpostnummer der Einheit und den Namen eines Kompanieangehörigen lesen.

Kokowski ließ nachdenklich das Papier sinken. Die anderen beiden Soldaten, die ihn begleiteten, warteten gespannt am Uferweg. Der Feldwebel ließ das Papier in die Tasche gleiten und kehrte wieder zum Uferweg zurück. Er sagte den beiden kein Wort von seinem Fund. Und diese wagten auch keine Frage zu stellen.

Im Stützpunkt angelangt, begab sich Kokowski sofort in den Offiziersbunker. Dort hatte er eine lange Unterredung mit dem Kompanieführer. Dieser telephonierte darauf mit dem Feldpostamt bei der Division. Niemand im Stützpunkt erfuhr etwas von diesem Gespräch.

Drei Tage später brachte Häusler mit dem Mittagsschlitten einen Sack Feldpost. Mit lautem Hallo begrüßten die Landser die kostbare Fracht. Das Essen war an solchen Tagen Nebensache.

Häusler hatte noch keine Ahnung von dem, was ihm drohte. Lachend verteilte er Brot und schenkte die dampfende Erbsensuppe aus den Kanistern.

Als er den Schlitten wieder fertig zur Rückfahrt machen

wollte, sagte Kokowski: »Einen Augenblick mal, Häusler. Sie sollen zum Kompanieführer kommen!«

Häusler blickte mit seinen kleinen Äuglein kurz den Feldwebel an, dann sagte er zu einem Soldaten: »Paß auf das Pferd auf«, und schwang sich in den Graben.

Der Feldwebel begab sich gleichzeitig zu Kigge und Franz und forderte die beiden auf, sich feldmarschmäßig im Offiziersbunker zu melden.

Kigge war erstaunt, und auch Franz konnte sich darauf keinen Reim machen. Die Männer, die soeben ihre Kochgeschirre auswaschen und die kalte Verpflegung untereinander aufteilten, wurden aufmerksam.

»Sie werden den Soldaten Häusler unter Bewachung sofort zum Troß bringen und ihn dort der Feldgendarmerie übergeben. Verstanden?« sagte der Leutnant zu dem eingetretenen Wiener und dem Berliner.

Die beiden wußten nun auch ohne Fragen ganz eindeutig, was hier los war. Auf dem Bunkertisch lagen zwei Schachteln Zigaretten, daneben Fetzen braunen Packpapiers, die Reste der Umhüllung eines Feldpostpäckchens. Häusler stand mit verkniffenem Gesicht vor Kokowski, der ihn mit der Maschinenpistole in Schach hielt.

Kigge und Franz ließen Häusler einige Schritte vor sich her gehen. Unterwegs blieb der Päckchendieb stehen und bat, dem Pferd, das mit dem Schlitten hinter der Gruppe herzog, noch einen Kanten Brot geben zu dürfen. Man ließ ihn gewähren.

Das harte Gesicht Häuslers verzog sich etwas, als er dem Tier ein Stück Kommißbrot zwischen die Zähne schob. Dann fuhr er noch einmal mit seinem affenartigen Arm durch die Mähne des Tieres und klopfte zum Abschied mit einem kurzen Schlag auf den Rücken des Pferdes.

Kigge und Franz ließen ihn wieder vorausgehen. Kaum waren sie hundert Meter gegangen, als Häusler abermals einen Wunsch äußerte. Er müßte austreten. Kigge und Franz

stimmten zu. Häusler stapfte einige Meter seitwärts in den Wald hinein. Seine beiden Bewacher beobachten ihn nur halb. Ein Fluchtversuch wäre ausgeschlossen gewesen.

Plötzlich sank Häusler mit einem leichten Stöhnen zusammen. Kigge lief zu ihm hin, machte sich an dem Zusammengesunkenen zu schaffen und hielt auf einmal das blutige Seitengewehr in der Hand. Häusler hatte sich selbst gerichtet. Er wußte, was ihm bei Kameradendiebstahl an der Front geblüht hätte.

Kigge und Franz schleppten den Toten zum Schlitten und luden ihn auf. Das Pferd schnaubte kurz auf, dann zog es mit einem Ruck an.

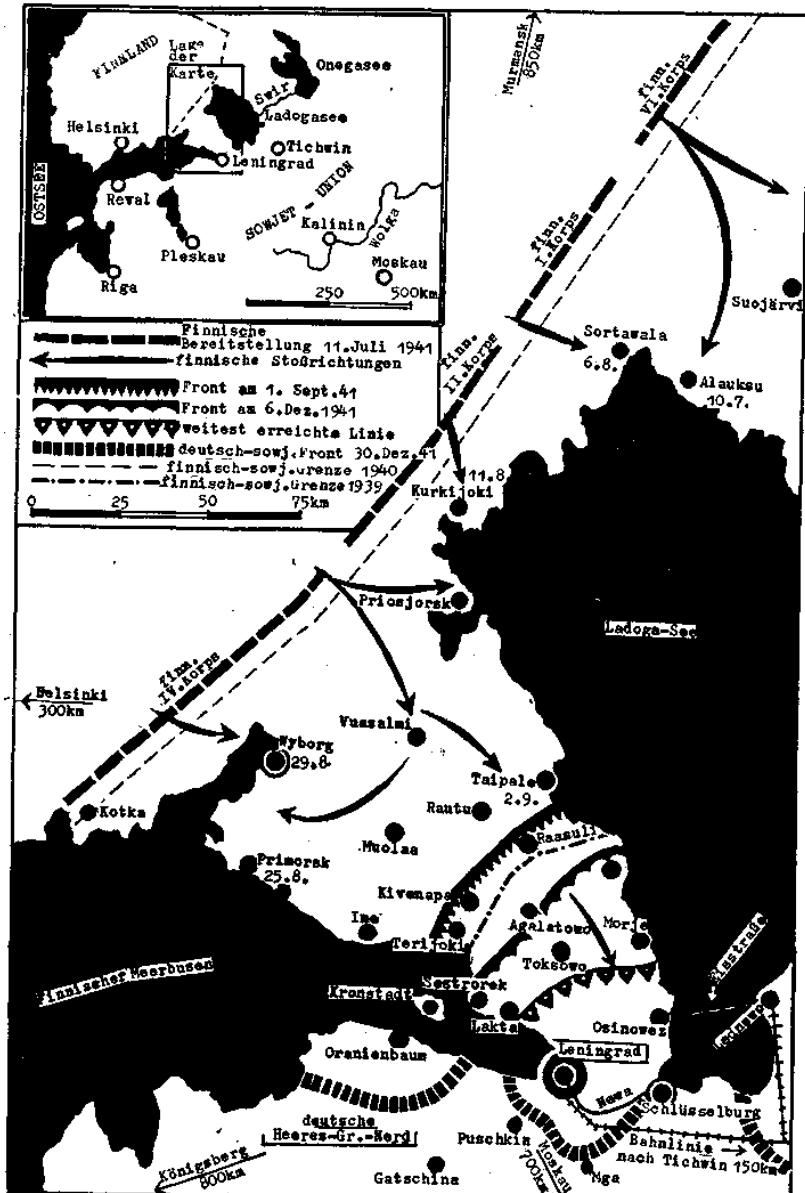
Schon seit Tagen konnte man kaum fünf Meter weit sehen, so dick kochte der Nebel. Das bedeutete verstärkte Wachen zur Seeseite. Die Sonne drang kaum durch die Nebelschwaden. Es wollte nicht richtig Tag werden.

Trotz der vielen Posten hätte es niemand verhindern können, wenn fünfzig Meter hinter dem Stützpunkt russische Soldaten in den Wald eingesickert wären. Es war das ideale Wetter für Spähtrupps. Doch bei diesen Verhältnissen etwas zu unternehmen, dazu hätte es schon genauerster Karten und verlässlichster Ortskenntnis bedurft.

Aus dem Nebel war täglich zur selben Stunde, so gegen zehn Uhr vormittags, das auf- und abschwellende Brummen schwerer Flugzeuge zu vernehmen. Es kam aus der Richtung des Leuchtturms von der Halbinsel her.

Das waren die Versorgungsflugzeuge der Russen, die auf der Halbinsel landeten. Die Wege südlich des Swirflusses mußte einem geregelten Nachschub zu Lande wahrscheinlich noch größere Schwierigkeiten bereiten als im Norden. Die Karte zeigte in diesem Gebiet nur weite Sumpfflächen.

»Hörst du, das Flugzeug kommt näher«, sagte Kigge zu Franz, als das Brummen wieder zur gewohnten Stunde ertönte.



Franz schob den Ohrenschützer zurück und lauschte. Tatsächlich, der Motorenlärm schwoll immer mehr an. Auch die anderen Kameraden am Ufer spitzten die Ohren. Dann verebbte der Lärm plötzlich wieder. Das Flugzeug schien sich wieder in der Richtung des Leuchtturms zu entfernen.

Doch da kam es wieder näher. Immer dröhrender waren die Motoren zu hören. Immer näher!

»Hier!« schrie Kigge plötzlich und deutete mit der Hand über seinen Kopf. Wie ein Drache aus der Urzeit hatten sich plötzlich aus dem Nebel die schemenhaften Umrisse eines riesigen Transportflugzeugs gelöst. Es flog knapp über den Baumspitzen, zog einen Kreis und drehte wieder in den Nebel ab.

Kokowski und der Leutnant kamen aus dem Bunker geeilt. »Ein russisches Transportflugzeug hat uns angeflogen«, meldete Kigge dem Offizier.

»Das hat sicherlich die Orientierung verloren und sucht jetzt einen Landeplatz«, erklärte der Leutnant und befahl: »Sofort zwei Maschinengewehre zum Fliegerbeschuß in Stellung bringen lassen. Sämtliche wachfreien Soldaten mit den Gewehren an den Strand.«

Kokowski gab den Befehl weiter. Kaum war die Kompanie hinter den Bäumen postiert, als das Brummen schon wieder näher kam. Gespannt starrten alle in die milchigen Schwaden. Da huschte wieder der dunkle Schatten gespenstisch vorüber.

»Feuer frei«, rief der Kompanieführer.

Die Maschinengewehre hackten in kurzen Feuerstößen los, dazwischen versuchten sich die Schützen im Einzelfeuer. Zischend zog die Leuchtspurmunition knapp unter dem Rumpf des Flugzeugs in den See hinaus.

Mit Donnergetöse heulten die Motoren des Lufttransporters laut auf, als sich das Flugzeug mit seinen drei Propellern hoch aufbäumte und in einem weiten Bogen auf den See zurückdrehte.

Mittlerweise hatte sich der Nebel wenige Meter von der Eisdecke gehoben. Und die Landser sahen zu ihrer Überraschung, daß das Flugzeug nur wenige hundert Meter hinter dem Stützpunkt auf dem Eis niederging.

Sie brüllten laut »Hurra«. Wahrscheinlich, so dachten sie, mußte der Transporter wegen eines Treffers notlanden. Oder er hatte tatsächlich vollständig die Orientierung verloren.

»Sie stellen sofort ein Kommando von zehn Mann zusammen und stellen das Flugzeug sicher!« erhielt Kokowski den Befehl.

In diesem Augenblick heulten wieder die Motoren auf, und das Flugzeug verschwand endgültig im Nebel.

Die Stacheldrahthindernisse waren nun gut ausgebaut, und auch von der Seeseite hatte man sich durch einige Tretminen auf dem Eis gesichert. Franz stand wieder einmal in seinem Schützenloch und starrte in die undurchdringliche Finsternis, als er schon von weitem die Streife hörte, die regelmäßig um Mitternacht den Stützpunkt anlief. Irgendwie glaubte er an dem feinen Knirschen des Schnees zu erkennen, daß es die Leute dieses Trupps heute besonders eilig hatten.

Er täuschte sich nicht. Nach dem Austausch des Erkennungswortes sprangen die Angekommenen sofort zu ihm ins Loch und gingen in Deckung. Sonst blieben sie gewöhnlich am Grabenrand stehen, rauchten eine Zigarette und entfernten sich wieder nach einigen Minuten.

Heute alarmierten ihre Mitteilungen den ganzen Stützpunkt. Etwa einen Kilometer vor dem Fischerdorf waren vom See her Hunderte von schwerbewaffneten Russen in den Wald eingesickert.

Die Streife war nur mit knapper Not einer Entdeckung entgangen. Als Franz die Kurbel am Fernsprecher drehte, um durch einen Anruf die Feldküche und den Troß im Fischerdorf zu warnen, erhielt er keine Verbindung mehr. Die Russen

mußten bereits das Telephonkabel entdeckt haben. Der Leutnant verspürte absolut keine Lust, irgendwelche Leute aus dem Stützpunkt hinauszulassen. Er schickte zwei Drittel der Kompanie in die Schützenlöcher.

Conny mußte über den Uferweg auf dem Strand in das neue Scherenfernrohrloch hinaus. Franz bezog auf der Ostseite, landeinwärts, mit Achtzehnjährigen vom Ersatz hinter einem Maschinengewehr Stellung.

Bevor noch die Sonne aufging, peitschten bereits von allen Seiten die Geschosse über die Deckungslöcher. Franz sah durch seine Schießscharte, wie die Russen, ohne besonders auf ihre Deckung zu achten, von Baum zu Baum sprangen und stehend ihre Garben aus den automatischen Waffen in den Stützpunkt jagten. Der Wiener antwortete nur sparsam. Er wollte seine Stellung nicht vorzeitig verraten und Munition für die entscheidenden Augenblicke sparen.

Als der Morgen graute, sah man, daß der Feind aufs Ganze gehen wollte. Von der Halbinsel, vom Leuchtturm her, zog sich über die Eisfläche am Horizont ein Strom von Rotarmisten, der einige hundert Meter hinter dem Stützpunkt in weitem Bogen in den Wald mündete.

Nun setzte die Division ein mörderisches Granatfeuer auf die blanke Eisfläche. Der Menschenschwarm wurde auf dem deckungslosen See buchstäblich zusammengetrommelt. Was nicht liegenblieb, versuchte auf die Halbinsel zurückzuflüchten oder hinter dem Stützpunkt in den Wald zu entkommen.

Viele liefen mit erhobenen Händen direkt auf den Stützpunkt zu. Das Schreien der Getroffenen vermischt sich mit den detonierenden Granaten und dem rasenden Maschinengewehrfeuer zu einer schaurigen Symphonie des Todes.

Die Eisfläche war leergefegt. Vielen Russen war es gelungen, in den Wald einzudringen. Von den Leuten des Stützpunkts wagte keiner mehr, den Kopf zu heben und gezielte Schüsse abzugeben. Die Gegenwirkung war zu stark.

Die Soldaten hielten die Gewehre über den Köpfen hoch und feuerten blind hinaus, und nur der gut ausgebaute Stacheldrahtverhau hinderte den Feind daran, die Stellung mit seiner erdrückenden Masse zu überfluten.

Die Russen begannen nun die Eingeschlossenen mit auf Schlitten aufgebauten Granatwerfern zu beschießen. Das Bersten der ersten Granate löste Erschrecken aus, obwohl niemand dabei getroffen wurde. Franz übergab das Maschinengewehr seinem Munitionsschützen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Es war die vorletzte. Conny besaß mindestens noch zweihundert und war Nichtraucher, aber der war ja drüben auf der anderen Seite am Strand. Der Student war immer ein bißchen geizig mit seinen Rauchwaren, die er gegen Eßwaren einzutauschen pflegte. »Das sind meine letzten hundert«, pflegte er zu sagen, wenn ihn einer anschnornte.

Der Junge, der jetzt den Kolben des Maschinengewehrs in der Hand hielt, hieß Heinrich und war direkt aus der HJ (Hitlerjugend) gekommen. Er war ein begeisterter Soldat und sprach immer von »dem Kasten«, den er den Russen entgegenjagen wollte. Mit Kasten meinte er die Munitionskisten, in denen die Munitionsgurte eingelegt waren.

Nun kauerte er mit flackernden Augen hinter der Waffe und zog nervös am Riemen seines viel zu großen Stahlhelms. Peng, das Holz der Schießscharte splitterte, und Heinrich legte sich ohne einen Laut über das Maschinengewehr. Gleichzeitig griff sich ein junger Soldat, der ihm den Gurt gehalten hatte, an die Schulter. Der Wiener robbte vor und legte Heinrich auf den Rücken. Ein Blutfleck auf der linken Brustseite, der sich rasch vergrößerte, ließ das Schlimmste befürchten. Eine einzige Kugel hatte hier gleich zwei Männer außer Gefecht gesetzt: Ein Brustdurchschuß bei Heinrich und eine Schulterverwundung bei seinem Kameraden. Mit dem Leichtverletzten zusammen zog nun Franz, auf dem Bauch kriechend, den Schwerverwundeten quer durch den Stützpunkt zu den Bunkern. Es war

eine mühselige Sache.

Als sie sich am Wasserloch vorbeiarbeiteten, sahen sie auch dort einen Mann liegen, der sich nicht mehr rührte. Im Laufgraben vor dem Bunkereingang erfuhr der Wiener, daß der Stützpunkt bereits sieben Gefallene und fünfzehn Verwundete zählte. Kokowski wollte ihn wieder zum Maschinengewehr zurückschicken.

»Lassen Sie mich noch eine Zigarette rauchen«, bat der Wiener.

Der Feldwebel gestattete es. Da kam Kigge in den Bunker gekrochen. Es war schon ziemlich eng geworden. Die Verwundeten hatte man mit dem Sanitäter in den Nachbarbunker geschafft. Geheizt durften die Löcher nicht werden. Der Rauch hätte sie verraten.

»Ich glaube, dem Conny muß etwas passiert sein«, sagte er zu Kokowski, »ich habe mehrmals in das Strandloch hinübergerufen, aber keine Antwort bekommen.«

Conny war in seinem Scherenfernrohrloch gänzlich isoliert. Der Uferweg, der ihn vom übrigen Grabensystem trennte, wurde pausenlos von Maschinengewehrfeuer bestrichen. Er konnte deshalb nicht abgelöst werden.

Franz fühlte, wie ihn Kokowski gespannt ansah. Er wußte, was der Feldwebel dachte. Der Wiener war einer der besten Freunde des Kieler Studenten. Er hatte die moralische Verpflichtung, sich nun auch um den Kameraden zu kümmern, und er war sich des Wahnsinns bewußt, über den deckungslosen Uferweg zu laufen: Wie zur Bestätigung sagte nun Kigge: »Nee, über den Weg kommt keine Maus hinweg.«

Kokowski zerdrückte seine Zigarette: »Ich gebe Ihnen mit der Maschinenpistole Feuerschutz, und Sie springen jetzt über den Uferweg«, sagte er kurz zu dem Wiener.

Franz spürte, wie ihm die Knie zitterten, denn im gleichen Augenblick prasselte wieder eine Garbe über den Uferweg. Da kam auch schon Kokowski mit der Waffe und kroch vorsichtig

auf das Bunkerdach, wo er sich hinter dem improvisierten Schornstein in Anschlag legte. Dann rief er dem Wiener laut zu:

»Los! Springen!«

Gleichzeitig jagte er einen langen Feuerstoß den Uferweg entlang. Franz stürzte sich fast mit geschlossenen Augen über den Uferweg und landete kopfüber im jenseitigen Laufgraben zum Strandloch. Als er wieder seinen Kopf hob und den Sand zwischen den Zähnen ausspuckte, sah er Conny mit blutüberstömtem Gesicht neben dem umgestürzten Dreibein des Scherenfernrohrs liegen.

Eine Granate war am Rand des Schützengrabens eingeschlagen, und der Luftdruck hatte den Kopf des Studenten gegen die stahlverkleidete Optik geschleudert. Die scharfen Kanten drangen ihm in die Stirn und schlugen ihm ein Auge aus. Jetzt lag er wimmernd, halb von Sinnen vor Schmerzen, am Boden des Schützenlochs. Sein Gesicht war furchtbar entstellt. Franz spürte ein Würgen im Hals, und er begann zu schlucken. Es galt jetzt, rasch zu handeln.

»Ich bin da, Conny! Der Franz! Brauchst keine Angst zu haben.« Der Wiener faßte ihn und spürte am Gegendruck der feuchtklebrigen Hand, daß ihn der Freund verstanden hatte.

Es dauerte nicht lange, da kam ein Zugseil in das Loch geflogen, und hinterher schoben sie einen finnischen Schlitten, einen Akja, über den Weg. Franz lud seinen schwer-verwundeten Freund auf, band das Seil an den Kufen fest und gab mit einem kurzen Ruf das Signal zum Ziehen. Mit einem plötzlichen Ruck wurde nun der Schlitten mit dem Schwerverletzten blitzschnell über den Uferweg gezogen.

Der Wiener blieb noch bis zum Einbruch der Dunkelheit im Scherenfernrohrloch. Das war ein schwerer Schlag für ihn gewesen.

Das feindliche Feuer wurde inzwischen schwächer, und man hörte bereits vom Fischerdorf den Kampflärm der Entlastungs-

truppen des Bataillons. Unter dem Befehl des Kommandeurs gingen zwei Reservekompanien zum Gegenangriff vor. Die Russen wandten sich dem neuen Feind zu.

Der Rittmeister ließ seine Leute aus allen Rohren feuern. Um zehn Uhr abends war er nach zügigem Vordringen an den Stacheldrahthindernissen des Stützpunkts angelangt. Es war kaum zu fassen. Die Rettung war da. Nun begann ein Rufen. Der neue Kompanieführer, den Franz den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekommen hatte, stand jetzt am Stacheldraht und wollte von den Einsatztruppen mehr als bloß das Kennwort wissen. Er verlangte genau die Namen der Zugführer, erst dann ließ er am Uferweg die spanischen Reiter zum Eingang des Stützpunkts beiseite schieben.

Müde und hungrig strömten die Landser in die überfüllten Bunker, die nun gottlob wieder geheizt werden konnten, und verlangten zu essen, zu trinken und zu rauchen. Das alles fehlte aber den Eingeschlossenen selbst schon seit Stunden. Die Gefahr hatte sie zwar den Hunger, die Kälte vergessen lassen, aber jetzt kam die Reaktion, und es war nichts da.

Am nächsten Morgen befahl der Leutnant, Kokowski solle einen Trupp zusammenstellen und die Waffen des gefallenen Feindes einsammeln. Franz ging mit.

Der Uferweg war mit Toten übersät. Der Feind war hier in das Flankenfeuer der Einsatztruppen gekommen und hatte vergeblich versucht, über das Eis zu entkommen. Nicht weit vom Ufer entfernt lag ein russischer Offizier mit einer blauen Tuchhose, die an der Naht rote Streifen zeigte. Kokowski wollte ihn holen, zögerte aber, auf das deckungslose Eis hinauszugehen. Schließlich siegte aber doch seine Neugierde über die Vorsicht, und er pirschte sich mit dem Wiener auf das Eis hinaus. Als sie bei dem Mann angelangt waren und ihn auf den Rücken drehten, sahen sie, daß dieser noch lebte. Die Gesichtshälfte, die auf dem Eis gelegen hatte, war weiß gefroren.

Der Russe schlug kurz die Augen auf und versuchte zu sprechen. Als er jedoch den Mund öffnete, schoß ihm ein Blutstrahl heraus. Gleich darauf war er tot.

Mittags kam der Hauptfeldwebel persönlich mit dem Verpflegungsschlitten. Er wollte auch das Gefühl auskosten, als Retter gefeiert zu werden, als er nun mit strahlendem Gesicht Brot, Zigaretten und Schnaps an die Soldaten des Stützpunkts verteilte. Mit ihm kam ein Arzt, der den Abtransport der Verwundeten und Gefallenen organisierte. Conny hatte das Bewußtsein verloren, und sein Kopf steckte zur Gänze in einem mächtigen weißen Verband, als man ihn auf den Schlitten lud.

Nach diesem fürchterlichen Tag herrschte wochenlange Ruhe. Der Feind belegte den Stützpunkt nur ab und zu mit gelegentlichem Granatwerferbeschuß.

Franz wachte wieder auf dem Hochstand. Es war sechs Uhr morgens. Die ersten Sonnenstrahlen ließen die gleißende Eisfläche des Ladogasees so stark flimmern, daß der Wiener geblendet die Augen schließen mußte.

Als er nach seiner Ablösung die Leitersprossen vom Baum herunterkletterte, winkte ihn der Bursche des Leutnants in den Chefunker. Beförderung? Kaum. In dem geräumigen Unterstand des Offiziers stand bereits Kigge. Der Leutnant saß hinter seinem primitiven Balkentisch, vor ihm lag ein maschinengeschriebenes Schriftstück. Der Offizier rückte sein Monokel zurecht und betrachtete einige Sekunden die vor ihm stehenden Männer.

»Sie werden beide ab sofort zum Troß zurückkommandiert. Sie fahren in zwei Wochen auf Urlaub!« schnarrete er in streng dienstlichem Ton.

Franz war überwältigt. Auch Kigge riß die Augen auf. Beide brachten zunächst kein Wort hervor.

Der Leutnant fuhr, zu Franz gewandt, fort: »Auf Sie wartet außerdem noch Feldwebel Hasek. Bevor Sie nämlich mit den Urlaubern in die Heimat fahren, gibt es noch ein großes Bataillonsfest. Der Feldwebel braucht Sie bei der Vorbereitung dazu.«

Nach dem ersten schockartigen Gefühlsüberschwang, den diese freudige Nachricht auslöste, gelang es Franz nach und nach, die Bedeutung des gewichtigen Augenblicks in allen Konsequenzen zu erfassen: Kein Postenstehen mehr im Graben, keine Spähtrupps, keine Granaten und mindestens sechs Stunden ununterbrochenen Schlafes täglich. Wieder überwältigte ihn dabei ein mächtiges Glücksgefühl.

Kigge und Franz mußten sofort zum Troß zurückmarschieren. Es hätte ihnen im letzten Augenblick noch etwas passieren können.

Feldwebel Hasek, der Zwölfender, galt, so wie Franz, gleichfalls als Urlaubskandidat. Von ihm erwartete man, daß er das Mindestmaß an Intelligenz besitzen sollte, um ein Fest im größeren Stil einer Bataillonsveranstaltung zu organisieren. Der Feldwebel war auch tatsächlich durch diesen Auftrag sehr geehrt, gab er ihm doch Gelegenheit, vor den versammelten Kommandeuren seine eigene Persönlichkeit in das richtige Licht zu rücken.

Das Fest sollte in einem riesigen Gemeinschaftsbunker abgehalten werden, den die Panzerjäger ungefähr acht Kilometer hinter den vordersten Linien gebaut hatten. Die Panzerjäger besaßen in Karelien lediglich ihren stolzen Namen. Eingesetzt wurden sie immer nur rein infanteristisch, denn der nordische Urwald war kein geeignetes Gelände für Panzer. Da diese Truppe augenblicklich in Reservestellung lag, hatte sie zwecks Beschäftigung den Riesenbunker gebaut. Das Bauwerk war nichts weiter als eine große quadratische Grube, überdacht mit langen Baumstämmen. Dreihundert Mann hatten darin Platz.

In diesem hallenartigen Unterstand sollte das Bataillon das große Fest feiern. Auch der ganze Stützpunkt sollte nach halbjährigem Einsatz einmal vierzehn Tage ausspannen können.

Es war ein grauer, wolkenverhangener, diesiger Nachmittag, als die ersten Offiziere der Division mit ihren finnischen Gästen über den Knüppeldamm ankamen.

Vorher waren auf einem Lastwagen mit lautem Hallo Franz' abgelöste Kameraden aus der Stellung angekommen.

Die Bühne war durch einen improvisierten Vorhang aus Fliegertüchern vom Zuschauerraum abgetrennt, aus dem bereits erwartungsvolles Gemurmel zu den Künstlern drang.

Der Spieß hatte alle Hände voll zu tun, um den Landsern rechtzeitig die belegten Butterbrote und Schnapsflaschen zu servieren. Endlich war alles bereit. Es konnte losgehen.

Franz trat als Ansager vor den Vorhang. Die Karbidlampen im Zuschauerraum wurden kleingedreht, nur der Wiener stand im vollen Rampenlicht. Unter ihm sah er in der ersten Reihe die weißen, sternbestickten Schulterstücke der Offiziere aufleuchten, dahinter, in der dunklen Masse, mußten Kokowski und die anderen Kameraden aus dem Stützpunkt sitzen.

Franz sprach etwas von unserem geachteten Vorgesetzten, Reserveoffiziersbewerber Feldwebel Hasek, der nun ein herrliches Weihnachtsgedicht vortragen werde, und er bat um Applaus.

Rauschender Beifall und wildes Getrampel mit den Stiefeln belohnte die verheißungsvolle Ansage. Hier war das dankbarste Publikum der Welt versammelt. Ein Publikum, das sich nach monatelangen Strapazen nun um jeden Preis unterhalten wollte. Der Beifall wurde zum richtigen Tumult, als man nun Hasek mit dem Stahlhelm auf dem Kopf, blitzblankem Koppel und umgeschnallter Patronentasche vor die Zuschauer treten sah. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt, und in seinem

Gesicht flackerten die weit aufgerissenen dunklen Augen.

Als er eben tief Atem holte, um mit seinem Vortrag zu beginnen, erhob sich der Kommandeur und hieß den Feldwebel mit einer kurzen Handbewegung zur Seite treten. Dann stieg er selbst auf das Podium und begrüßte nun seinerseits die Herren vom Divisionsstab und die Gäste. Er lobte den Zug aus dem Stützpunkt, der nun schon monatelang in der Stellung am Ladogasee ausgeharrt habe und kam schließlich zum Kernpunkt seiner Ansprache. Er ermahnte die Männer, dem Fest durch vorbildliche Disziplin einen würdigen Ablauf zu geben. Der Beifall war matt, schwoll aber wieder an, als Hasek neuerlich an die Rampe trat.

»Ich bin im Winterwald verirrt!« platzte der Feldwebel wie aus der Pistole geschossen heraus. Er wollte zackig beginnen und feuerte seine Worte wie ein wildgewordener Granatwerfer in die Gegend.

Tosendes Gelächter und neuerlicher Applaus belohnten diesen gelungenen Anfang. Hasek wartete den Beifall mit gemessener Miene ab, bis wieder Ruhe herrschte, ehe er seinen Vortrag fortsetzte. Man sah es ihm an, wie sehr er sich bemühte, seinen Text so rasch als möglich los zu werden.

Das Publikum tat ihm aber nicht den Gefallen. Als sich der Feldwebel nach Beendigung seines Vertrags mit einer kurzen Kehrtwendung verabschieden wollte, trampelten die Soldaten so lange, bis Hasek schweißtriefend die erste Strophe wiederholte. Und dann mußte er nochmals anfangen.

Die übrigen Nummern wurden programmgemäß abgewickelt. Mit zunehmendem Schnapskonsum stieg die allgemeine Stimmung.

Knapp vor Mitternacht gab Lemke, ein ehemaliger Schauspieler, eine nicht vorhergesehene Sondereinlage, die für ihn ein böses Nachspiel haben sollte. Er kopierte den »Führer« (Hitler). Er zog sich sorgfältig den typischen Scheitel mit der bekannten Stirnlocke, und täuschte mit seinem schwarzen

Taschenkamm, den er an die Oberlippe preßte, den charakteristischen Schnurrbart vor.

Kigge, der inzwischen wieder restlos voll war, machte den Herold. »Der Führer kommt! Der Führer kommt!« grölte er ununterbrochen in den Bunker und versuchte, eine Gasse durch die etwas durcheinander geratenen Soldaten zu bahnen. Hinterher kam mit langsam würdevollen Schritten Lemke. Seine Hand hielt er zum Gruß vorgestreckt, und die Linke preßte er gegen den Bauch. Bei manchen Soldaten blieb er stehen, hob deren Kinn, blickte ihnen bedeutungsvoll in die Augen und schüttelte ihnen nachher kräftig die Hand. Inzwischen war der Berliner dem »Führer« bereits wieder vorausgeeilt und kündigte ziemlich lautstark immer wieder den sensationellen Besuch an. Als der Spieß ihm nicht sofort aus dem Weg trat, passierte etwas Unerhörtes. Mit den Worten »Platz für den Führer!« stieß der total betrunkene Berliner den Hauptfeldwebel zur Seite. Der Spieß, ein kräftiger Kerl, packte den Betrunkenen am Kragen und beförderte ihn kurzerhand ins Freie.

Man brummte Kigge drei Tage Arrest auf, ohne ihn die Strafe absitzen zu lassen. Denn ein Arrest hätte hier für ihn keine Strafe, sondern eine Erholung bedeutet. Im Arrest brauchte man nicht Wache zu stehen und befand sich außerdem in relativer Sicherheit.

Das Fest endete so wie die meisten Feste. In den Morgenstunden konnte sich keiner mehr auf den Beinen halten. Als Franz mit Lemke über den Knüppeldamm zum Troß marschierte, meinte der:

»Na, morgen fährst du mit Hasek nach Hause.« Der Wiener winkte ab, er wollte in dem anderen kein Neidgefühl hochkommen lassen.

»Nach Hause ist ein ziemlich langer Weg. Solange ich nicht in der Straßenbahn sitze, glaube ich nicht daran.«

»Du kommst jedenfalls hier heraus, aus diesem Wald«, sagte

Lemke verdrossen.

»Du schiebst doch auch beim Troß als Fahrer eine ruhige Kugel«, wollte nun Franz wieder den Exschauspieler trösten.

»Mir gefällt es aber nicht mehr beim Troß«, meinte Lemke, »der Spieß kann mich nicht leiden. Den ganzen Tag für die Küche Holz hacken, das macht keinen Spaß. Lieber bin ich vorne im Graben. Dort weiß man wenigstens, wozu man hier ist.«

Franz hatte noch einen Tag Zeit bis zur Abfahrt. In der Stellung lag noch sein Tornister mit Wäsche. Er überlegte, ob er es noch riskieren sollte, zum Stützpunkt nach vorne zu marschieren, um sich die Sachen zu holen.

Nein, dachte er sich, wenn vorne etwas los ist, dann kriege ich noch im letzten Augenblick etwas ab. Er hätte diesen kilometerlangen Marsch durch die partisanenverseuchten Wälder allein antreten müssen, und dazu hatte er nach reiflicher Überlegung doch keine Lust.

Als er mit Hasek und etlichen Urlaubern schließlich auf der Ladefläche des Lastwagens saß, der sie zum Bahnhof bringen sollte, verlas der Spieß noch einmal die Namen der Glücklichen, dann setzte sich der Wagen holpernd in Bewegung. Einer zog die Mundharmonika heraus und spielte ein Lied. In der Ferne hörte man das immer schwächer werdende Grollen der Artillerie aus der Richtung des Swirflusses.

Sie träumten mit offenen Augen. Von weißen Betten, frischer Wäsche, Zivilanzug und ordentlichen, gedeckten Tischen; den Frauen waren sie zu lange entwöhnt. Bei jedem Halt wurden sie ungeduldig, es konnte ihnen nicht rasch genug gehen.

Franz sah gleichgültig auf eine Reihe von Stahlhelmen, die am Wegrand an einfachen Holzkreuzen baumelten, und er dachte sich nichts mehr dabei. Noch vor wenigen Monaten

hätten ihn diese primitiven Soldatengräber zu schwermütigen Grübeleien angeregt. Jetzt bedeuteten sie ihm lediglich die selbstverständlichen Zeichen und Markierungen einer Vormarschstraße. Die Toten darunter waren zugeschüttet, die sah man nicht mehr.

Langsam veränderte die Landschaft ihr Aussehen: Der Urwald wich flachen Wiesen mit baumbestandenen Wasserläufen, und kein Knüppeldamm hemmte mehr die Fahrt des Urlauberautos. Am Horizont tauchten bereits die ersten Katen des Straßendorfes Aunus auf. Franz erinnerte sich noch, als er durch diesen Ort in umgekehrter Richtung gefahren war. Damals dachten alle, den Ladogasee an seinen Ostufern umfahren zu können.

Am Ortseingang blinkte ihnen das blecherne Brustschild eines Feldgendarmen entgegen. Er stand mitten auf der Straße und gebot schon von weitem Halt. Der Urlauber bemächtigte sich eine leise Unruhe. Feldgendarmen erweckten immer ein unangenehmes Gefühl. Der Militärpolizist trat nun zum Fahrer und hieß ihm nach links auf einen Nebenweg abbiegen.

»Die wollen uns wohl vom Urlaub abhalten«, ließ sich einer auf dem Lastwagen vernehmen.

Er hatte kaum ausgesprochen, als auch schon eine schnarrende Stimme befahl: »Absitzen!« Brummend und ziemlich behäbig krochen die Urlauber aus dem Wagen.

Zwei Offiziere trieben sie zur Eile an: »Los! Bewegt euch ein bißchen!«

Es wurde ausgesprochen ungemütlich. Franz und seine Kameraden waren schon zu lange beim Kommiß, um nicht zu wissen, daß solchen Zwischenfällen meistens einschneidende Veränderungen folgten. Was jeder einzelne befürchtete und doch nicht glauben wollte, sich sträubte, zu glauben, bestätigte jetzt einer der Offiziere. Es war ein großer hagerer Mann.

»Sie bleiben bis auf weiteres hier, zur besonderen Verfügung. Quartiere nehmen Sie in den beiden Scheunen da

hinten!« Er zeigte auf zwei halbverfallene Blockhütten. »Oberleutnant Wendelmann«, er wies dabei auf den neben ihm stehenden Offizier, »wird vorübergehend Ihr Einheitsführer. Sie stehen ab sofort unter seinem Kommando. Sie sind Alarmkompanie geworden.«

Der genannte Offizier stand bei dieser kurzen Ansprache unbeweglich vor der Front und fixierte mit gleichmütigem Blick die vor ihm stehenden Soldaten.

Als Franz und seine Kameraden wieder wegtreten durften, schwirrten die tollsten Gerüchte umher. Partisanen seien in großer Zahl durchgebrochen und bedrohten das ganze Dorf und die gesamte Nachschubstraße.

Ade, du schöner Urlaub. Vorbei der Traum von den weißen Betten und dem behaglichen Leben eines Zivilisten.

Zwei Tage später wurden sie nachts aus dem Schlaf gerissen. Diesmal war es ernst. Sie stiegen auf Lastwagen und fuhren in einem Höllentempo bis zum Morgengrauen durch. Hasek stellte auf seinem Kompaß fest, daß es genau nach Norden ging. Hinter ihnen fuhren noch fünf weitere Lastwagen, vollgepflastert mit Soldaten. Es war ein zusammengewürfelter Haufen.

Hasek war zum Führer der Kolonne bestimmt worden. Feldgendarmen wiesen ihnen an den Gabelungen und Kreuzungen den weiteren Weg.

In den Vormittagsstunden – die Sonne stand schon hoch am Himmel – ging den meisten Fahrzeugen der Sprit aus. Hasek ließ halten und die Wagen von der Straße herunterfahren. Der Platz war günstig. Ein kleines Wäldchen deckte die Lkw gegen Fliegersicht. Zwei Mann mußten sich auf die Socken machen, um zu Fuß die nächste Dienststelle aufzusuchen. Das konnte in dieser Gegend ziemlich lange dauern. Unterdessen konnten die Soldaten in Ruhe die Tankwagen der Division abwarten. Hinter dem Wäldchen erstreckten sich auf einer kahlen Anhöhe zwei

größere Katen. Vielleicht gab es dort etwas Warmes zu essen? Es war ein glücklicher Einfall gewesen, gerade an dieser Stelle stehen zu bleiben. Die Baracken beherbergten nämlich ein weibliches Arbeitsdienstlager. Ein finnisches Lager.

Zwei Posten blieben bei den Fahrzeugen zurück, dann zog die ganze Kompanie auf den Berg zu den Frauen. Vor dem Haus standen die jungen Mädchen mit lachenden Gesichtern und luden die Soldaten zu sich ins Haus ein. Es dauerte aber nicht lange, dann kam atemlos einer der Posten den Berg heraufgekeucht: Die Spritwagen der Division stünden bereits auf der Straße. Die hatten es aber eilig gehabt, dachte sich Franz. Die Frauen waren enttäuscht, und die Soldaten fluchten.

Eine Stunde später krachten bereits die ersten Einschläge um die Fahrzeuge. Partisanen hatten mit leichten Granatwerfern die Nachschubstraße unter Feuer genommen. Kopfüber warfen sich die Landser aus den Wagen und sprangen in einen Graben. Dort lagen bereits wie die Sardinen zusammengepreßt Angehörige einer Infanterieeinheit.

Wütend rief ihnen einer zu: »Haut bloß ab, mit euren Fahrzeugen, ihr lenkt nur das Artilleriefeuer auf uns.«

Die Fahrer blieben am Steuer, machten blitzschnell auf der Straße kehrt und fuhren mit Vollgas zurück. Den letzten Wagen erwischte noch ein Volltreffer. Er brannte mit lodernden Flammen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit blieb Hasek mit seinen Leuten im Graben liegen, dann kam der Rückmarschbefehl. Inzwischen hatten sich die Partisanen wieder zurückgezogen.

Die Kompanie hatte in der letzten Zeit ziemlich viel Ausfälle gehabt. Auch ein neuer Chef war da. Von der Divisionsbäckerei. Oberleutnant Wranek. Sie waren wieder zurück. Vorläufig erst beim Troß. Dort, wo sie noch vor wenigen Wochen Bataillonsfest gefeiert hatten und nachher mit so großen Hoffnungen abgefahren waren.

»Seht zu, daß ihr nach vorne kommt.« Die Worte des Hauptfeldwebels rauschten an ihren Ohren vorbei. Die Sinne saugten die altbekannten Eindrücke auf: Den Knüppeldamm, den undurchdringlichen Wald und die Bunker.

Aus dem Wald trat im schweigenden Gänsemarsch eine Gruppe von fünf Landsern hervor. Ihre Uniformen waren lehmverschmiert. Die blassen, schmutzverkrusteten Gesichter unter dem Stahlhelm mußten schon wochenlang keine Seife gesehen haben. Es waren die Essenträger von vorne. Alles neue, unbekannte Gesichter. Jetzt marschierten sie wie gespenstische Schemen über den Knüppeldamm, und ohne von Hasek und Franz Notiz zu nehmen, verschwanden sie wieder auf der anderen Seite in den Wald. Es war wie ein Spuk.

In seinem geräumigen Blockhausbunker trug der Spieß wieder fein säuberlich die beiden Rückkehrer in sein großes Buch ein. Da standen eine Menge Namen, die entweder mit einem roten oder blauen Stift abgehakt waren.

Neugierig fragte der Wiener: »Was bedeuten denn die roten und die blauen Haken hinter den Namen?«

»Die einen sind gefallen, die anderen wurden verwundet...«, bemerkte der Hauptfeldwebel gleichmütig und schrieb Franz unter einem roten Haken in das Buch.

Feldwebel Hasek räusperte sich dabei kurz und fragte leichthin: »Was machen denn meine Fahrer beim Troß?«

»Die sind in guten Händen«, entgegnete der Spieß und fügte erklärend hinzu: »Ja, mein lieber Hasek, du hast einen Nachfolger gefunden. Du wirst mit in die Stellung müssen.«

»Wer hat das bestimmt?« fragte Hasek heiser.

»Befehl vom neuen Chef. Wir brauchen vorne Dienstgrade. Ein ganzer Haufen Rekruten ist da.«

Franz marschierte vorne weg. Hasek trabte in Sichtweite, ungefähr fünfzig Meter hinterdrein. Sie gingen zum Stützpunkt zurück. Sie marschierten am Uferweg, obwohl sie eine kürzere

Route quer durch den Wald hätten einschlagen können. Hasek hielt den Uferweg für sicherer. Man hatte wenigstens nach einer Seite, zum See hin, irgendwie einen befreienden und gleichzeitig beruhigenden Ausblick. Zwischen Uferweg und See erstreckte sich noch ein ungefähr fünfzig Meter breiter Strand. Auf den wagten sie sich nicht hinaus, obwohl der Feind sie im Augenblick noch gar nicht sehen konnte.

Schweigend trotteten sie vor sich hin, vom See her wehte ein leichter Wind, und leise rauschend brachen sich die Wellen am sandigen Strand, während sich auf den Wellenkämmen irrlichternd die untergehende Sonne spiegelte. Nun passierten sie das verlassene Fischerdorf. Es hatte sich nichts verändert; durch die schadhaften Dächer der halbverfallenen Häuser pfiff der Wind, und auf den Wegen zwischen den Hütten schoß das Unkraut hoch. Franz schlug eine schärfere Gangart ein, um noch vor der Dunkelheit den Stützpunkt zu erreichen. Gleichzeitig nahm er sein Gewehr von der Schulter und entsicherte es. Hasek beobachtete dabei aufmerksam den Wiener und tat es ihm schließlich nach. Er konnte Franz bloß noch als Silhouette gegen den offenen See erkennen.

Beide achteten jetzt so sehr auf die Waldseite, und ihre Sinne waren derartig angespannt, daß sie früher, als sie gedacht hatten, vor der Stacheldrahtbarriere des Stützpunkts standen. Der Posten hatte sie schon lange vorher durch sein Glas gesehen und ließ sie anstandslos passieren.

Franz sprang in den lehmigen Laufgraben und wartete auf Hasek. Er kannte den Weg zum Chefunker. Hier, am Kartoffelloch vorbei, dann um die rechtwinkelige Biegung und sie befanden sich vor dem größten Unterstand des Stützpunkts.

In dem Bunker war es dunkel, so daß sich die beiden erst an die Finsternis gewöhnen mußten. Ein großes gelbes Fliegertuch, das von der Ecke herunterhing, teilte den Raum in zwei gleich große Hälften. Hinter dem Tuch lag der Oberleutnant auf seiner Liegestatt. Als Hasek meldete, hörten

sie ein brummiges »So ... so ...«

Dann streckte sich eine Hand unter dem Laken hervor, und die Stimme verlangte kurz: »Geben Sie mir einmal Ihre Soldbücher!«

Die beiden überreichten ihre Ausweise. Dann war es eine ganze Weile still im Bunker. Nur das Rascheln beim Umblättern der Seiten konnte man hinter dem Leintuch hören.

Plötzlich kam die Hand mit den beiden Soldbüchern wieder zum Vorschein, und die Stimme sagte: »Lassen Sie sich gleich vom Feldwebel Kokowski für die Nacht einteilen ... und ... na, was soll ich Ihnen viel sagen, Sie waren ja schon einmal da. Hier kommt es darauf an, wie Sie Ihren Kopf hinhalten.«

Für Hasek war das alles natürlich ganz neu. Außer dem kurzen Partisaneneinsatz auf der verunglückten Urlaubsreise hatte er das Frontleben immer aus der relativen Sicherheitsdistanz vom Troß gesehen. Dort schlief es sich ruhiger. Die Bunker waren geräumiger, sauberer, und man konnte besser den Vorgesetzten hervorkehren.

Wie einen hier der Kompaniechef behandelte? Ihn, einen Feldwebel! Er stellte ihn auf die gleiche Stufe wie Franz! Dieser Offizier hielt es nicht einmal für nötig, sich blicken zu lassen. Und zum Waschen seiner Seidenhemden würde er, Hasek, hier vorne wohl auch kaum Gelegenheit finden. Abgesehen davon, daß er sich das wohl hier selber machen müßte. Aber jetzt hieß es, sich einen anständigen Schlafplatz zu suchen. Postenstehen kommt für mich, einen Feldwebel, gar nicht in Frage, dachte er sich. Was sich der Oberleutnant wohl einbildete. Er, Hasek, würde sich auf gar keinen Fall für die Nacht einteilen lassen.

Franz führte ihn zu Kokowskis Bunker. Dieser begrüßte den Wiener sichtlich erfreut, Hasek nickte er nur kurz zu. »Deine Pritsche ist noch frei«, meinte er zu dem Wiener. »Kannst hier wieder bei uns einziehen.«

»Und wo soll ich schlafen?« warf Hasek leicht brüskiert ein.

Kokowski blickte ihn kalt an. »Du? Im Kartoffelbunker ist wieder Platz geworden.«

»Im Kartoffelbunker?« wiederholte Hasek ungläubig.

»Kannst dir auch einen neuen Bunker bauen«, meinte Kokowski.

»Oder im Freien schlafen«, entgegnete Hasek spitz.

»Daran wirst du dich hier auch manchmal gewöhnen müssen«, sagte Kokowski ruhig.

»Ich gehe gleich mit Ihnen, Herr Feldwebel«, beeilte sich Franz rasch zu sagen. »Den Kartoffelbunker richte ich Ihnen gemütlich ein, dort sind Sie ganz ungestört. Ich muß nur noch eine Kerze besorgen.«

»Ja, bekomme ich denn keine Karbidlampe?« fragte Hasek empört.

»Wir haben im ganzen nur zwei Stück in der Stellung und die sind für die großen Gemeinschaftsbunker«, erwiderte Kokowski.

Hasek machte ein langes Gesicht, als er mit Franz wieder ins Freie hinaus kroch.

Kigge erwartete bereits die beiden. »Wo wollt ihr denn hin, ihr Hübschen?« rief er ihnen zu.

»Ja, Servus, Kigge, altes Haus. In den Kartoffelbunker gehen wir«, entgegnete Franz.

Zu dritt erreichten sie den Unterstand. Franz kroch durch das schmale Eingangsloch und schaffte erst einmal einige leere Säcke hinaus. Dann holte er Fichtenzweige und kleines Geäst für die Lagerstatt Haseks.

Kigge redete inzwischen ununterbrochen auf den Feldwebel ein. Der Berliner war froh, wieder einmal ein neues Gesicht zu sehen.

»Sie kommen gerade zurecht, Herr Feldwebel. Es liegt etwas in der Luft.«

»Was meinen Sie damit?«

»Die Russen planen eine ganz große Sache gegen unseren

Stützpunkt. Wir werden ihnen aber mit einem Stoßtrupp zuvorkommen.«

»Das sind wohl Latrinengerüchte?«

»Ne, ganz bestimmt nicht. Haben Sie nicht den Wehrmachtsbericht gehört, Herr Feldwebel?«

»Und?«

»Der Iwan hat sechs Divisionen im Raum südlich des Swir zusammengezogen. Wahrscheinlich werden sich nicht alle vor unsere Flinten drängen, aber immerhin werden sich noch ganz schöne Haufen gegen uns heran wälzen.«

»Das ist doch alles Quatsch«, sagte nun Hasek unwillig.

Kigge merkte die Unlustgefühle des Feldwebels und glaubte dem Feldwebel einen Trost zu geben, als er abschließend sagte: »Einen kalten Hintern holen wir uns hier sowieso.«

Hasek benötigte einige Tage, bis er sich an das neue Leben in der Stellung gewöhnt hatte. Er brauchte zwar nicht Posten stehen, konnte aber dennoch nicht die Nächte ungestört durchschlafen. Der Oberleutnant beauftragte ihn, zweimal in der Nacht die Runde durch den ganzen Stützpunkt zu machen.

Die Wochen und Monate zogen sich im einförmigen Grabendienst dahin, ohne daß nennenswerte Ereignisse zu berichten waren.

Es war eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Langsam überzog sich wieder der Ladogasee mit einer Eiskruste, und aus den Bunkern stieg wieder der anheimelnde Geruch brennenden Birkenholzes. Der Winter kam diesmal sehr früh. Mit der zunehmenden Kälte wuchs auch wieder die Gefahr vom See her. Das Eis war nun schon so fest gefroren, daß man praktisch wieder eine offene Flanke besaß. Die Soldaten rüsteten sich für einen zweiten Winter in der Stellung.

Jeden Mittag brachte nun der Verpflegungsschlitten auch neue Ausrüstungsgegenstände für die kalte Jahreszeit. Eines Tages

gab es einen förmlichen Aufruhr in der Stellung. Ein Melder der Division traf ein. Er verschwand sofort im Chefunker und blieb mindestens eine Viertelstunde lang drinnen.

Die Ankunft des Melders hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Kigge, Franz, Hasek und Kokowski versammelten sich sofort in der Nähe des Unterstandes und diskutierten eifrig den vermutlichen Auftrag.

Der Kompaniechef nahm die Geduld seiner Untergebenen hart in Anspruch. Bis zum Abend – der Melder war inzwischen längst schon wieder weg – ließ Wranek seine Leute zappeln. Anscheinend mußte er selbst einmal mit sich ins reine kommen, ehe er bei Einbruch der Dunkelheit sämtliche Unteroffiziere in seinen Bunker befahl.

Der Oberleutnant stand mit aufgestützten Händen hinter seinem Holztisch, auf dem eine Kerze ihr flackerndes Licht auf eine ausgebreitete Landkarte warf. Das Gesicht des Offiziers, das sonst immer einen recht verschlafenen Eindruck machte, schien sich durch das Spiel der unruhigen Kerzenflamme merkwürdig zu beleben. Oder war es eine innere Erregung über das, was er nun seinen Unterführern mitzuteilen hatte?

Wranek ließ sich selten in der Stellung blicken. Er galt als Schlafmütze und vergrub sich in seinem Bunker wie ein Maulwurf. Niemand wußte, womit der Mann eigentlich die Zeit totschlug, denn er mußte schließlich unendlich viel Zeit besitzen, weil er weder Wache stehen noch an einem Arbeitsdienst teilnehmen mußte.

Alle Unteroffiziere spürten es: Wranek hatte ihnen etwas ungeheuer Wichtiges zu verkündigen. Der Offizier räusperte sich und begann:

»Der Feind hat – nach vertraulichen Meldungen – starke Kräfte hinter seinen Linien zusammengezogen. Unsere Kompanie hat den Auftrag, mit einem Spähtrupp festzustellen, wie weit der Feind mit seinen Angriffsvorbereitungen gekommen ist. Wir gehen morgen abend mit zwanzig Mann

auf Skiern los. Wir werden in weitem Bogen über das Eis ausholen und ungefähr beim Leuchtturm ans Ufer gehen. Wir müssen Gefangene machen!« Bei diesen Worten fuhr der dicke Zeigefinger des Offiziers andauernd nervös über die Karte, zeitweise verdeckte er sie mit seiner ganzen Handfläche, so daß die Unteroffiziere überhaupt nichts sehen konnten. Alle sahen sich dabei ratlos an, sagten aber kein Wort dazu.

»Hat noch einer eine Frage?« fragte Wranek.

Natürlich gab es noch eine Menge zu fragen. Aber lediglich Kokowski raffte sich sofort auf und fragte: »Wer wird den Spähtrupp anführen?«

»Ich!« antwortete der Oberleutnant langsam.

Niemand wußte, ob sich der Offizier aus eigenem Antrieb dazu gemeldet, oder ob er von »oben« dazu bestimmt worden war. Seiner gleichmütig verschlafenen Miene konnte man weder Angst noch Begeisterung ablesen.

Kokowski sollte als stellvertretender Stützpunktkommandant zurückbleiben. Für die anderen begann ein großes Rätselraten. Wer sollte an diesem Unternehmen teilnehmen? In allererster Linie kamen die guten Skifahrer in Betracht.

Hasek hoffte insgeheim, übergangen zu werden. Genug, daß er hier in vorderster Stellung in den Erdlöchern herumhocken mußte. Noch weiter vor, sogar hinter die feindlichen Linien, das war ihm für den Anfang entschieden zu viel. Man läßt sich am besten nicht blicken, dachte er bei sich. Ich röhre mich nicht aus meinem Bunker. Sollen sie die jungen Rekruten, diese jungen Marschierer, dazu einsetzen, aber nicht die verheirateten Männer.

»Holen Sie mir den Feldwebel her!« Das war die gleiche Stimme, die ihm geraten hatte, den Kopf anständig hinzuhalten und vor wenigen Stunden mitdürren Worten das Spähtrupp-unternehmen bekanntgab. So, als ob es sich um einen Spaziergang handelte: Über das Eis ausholen und beim

Leuchtturm ans Ufer gehen!

Mit dem Feldwebel konnten nur zwei Mann im Stützpunkt gemeint sein, entweder er oder Kokowski. Als er den hartgefrorenen Schnee im Laufgraben knirschen hörte, bestand für ihn kein Zweifel mehr, wen der Kompaniechef zu sprechen wünschte.

Hasek richtete sich auf seinem Reisiglager auf, als eine Hand die Zeltplane vor dem Eingang wegschob und ein junger Soldat seinen Kopf hereinsteckte: »Herr Feldwebel, der Herr Oberleutnant möchte sie sprechen.«

Hasek stülpte seine Feldmütze über die Ohren und kroch eilfertig in den Graben hinaus. Ihm schwante nichts Gutes, als er jetzt dem Oberleutnant gegenüberstand, der ihn erst einige Sekunden lang mit abschätzendem Blick von oben bis unten betrachtete.

»Sie kommen auch mit«, sagte der Offizier kurz.

Hasek versuchte einzuwenden. »Bitte, Herrn Oberleutnant aufmerksam machen zu dürfen, daß ich kein guter Skifahrer bin.«

»Das macht hier gar nichts. Der See ist flach wie ein Brett, auch im Wald brauchen Sie keine Schußfahrten zu machen.«

Der Feldwebel machte einen letzten schüchternen Versuch: »Ich habe noch nie einen Stoßtrupp mitgemacht, ich habe überhaupt noch keine derartigen Erfahrungen«, sagte er.

Es war ihm sehr peinlich, das auszusprechen. Als der Offizier jetzt einige Sekunden schwieg und sich scheinbar die Antwort überlegte, lief Hasek schamrot an. Erst jetzt wurde ihm bewußte, daß er nicht allein dem Offizier gegenüberstand. Hinter dem Kompanieführer befand sich ein junger Soldat. Sicherlich ein Rekrut, der ihn mit großen ernsten Augen anblickte.

Wranek räusperte sich: »Mein lieber Feldwebel, wer bei diesem Gewerbe zu viel Erfahrung besitzt, hat auch gleichzeitig eine Kugel im Bauch. Übrigens: Befehl der Division, daß

ein Portepeeträger mitgeht, sozusagen als Stellvertreter, für alle Fälle. Machen Sie sich fertig, ich denke, daß wir in zwei Stunden losgehen können.«

Franz verstaute sorgfältig seine Zigaretten. Das war immerhin ein kleines Problem. Der Tabak durfte nicht naß werden, doch sollte er stets griffbereit sein. Der weiße Tarnanzug für den Spähtrupp besaß keine Taschen. Der Wiener steckte schließlich die Zigaretten in die Patronentaschen. Er würde ohnehin keinen Schuß abfeuern. Niemand schoß gern. Da trug man Tag für Tag das Gewehr, schleppete es überall mit sich, und gebrauchte es doch nur mit Widerwillen.

Jeder besaß eine Scheu, einfach daraufloszuknallen. Wie viele Unternehmen hatten sie schon mitgemacht, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern!

Während Franz die Bindungen seiner Ski überprüfte, kam Kigge schon fix und fertig herangeschlendert: »Schon fertig?« fragte er.

»Gleich!« erwiderte Franz und fragte neugierig: »Wer ist denn noch dabei?«

»Du kennst nicht viele. Hasek, Obergefreiter Bölke und ein ganz junger Unteroffizier, Wergan heißt er, neunzehn Jahre alt.«

»Wo gibt es, denn so etwas? « fragte Franz überrascht

»Der hat in Deutschland schon seit seinem vierzehnten Lebensjahr eine Unteroffiziersvorschule besucht und ist mit achtzehn Jahren befördert worden. Brauchst aber keine Bange zu haben, er geht nur als Schütze mit, genauso wie die anderen Rekruten.«

»Wann geht es denn endlich los?«

»Wir warten nur, bis es ganz dunkel wird, dann ziehen wir ab, vor dem Morgengrauen müssen wir wieder zurück sein. Übrigens haben wir einen Jungen mit, der perfekt russisch spricht.«

»Dann kann uns ja nichts passieren«, meinte Franz und blickte dabei prüfend vom Laufgraben auf den See hinaus.

Es war jetzt ungefähr vier Uhr nachmittags. Tief hingen die geballten Schneewolken über den See. Der Himmel war bereits dunkler als die weiß schimmernde Eisfläche. Langsam fielen schwere Flocken. Am Scherenfernrohr stand noch der Obergefreite Bölke auf Posten. Mit leicht vornübergehängtem Körper lehnte er an einem Baum, um seine Beine hatte er eine Decke gewickelt. In dem einsetzenden Schneetreiben war er selbst auf kurze Entfernung nur mehr wie ein Schemen erkennbar. Das war günstig für den Spähtrupp; zwar konnte man leicht die gegenseitige Fühlung verlieren, aber auch für den Feind blieb man ziemlich unsichtbar.

Eine Viertelstunde später sammelte Hasek die Leute für den Spähtrupp auf dem Uferweg. Er war in seinem weißen Tarnanzug fast nicht zu erkennen. Von seinem Gesicht waren nur die Augen zu sehen. Vor den Mund hatte er sich seinen Kopfschützer gebunden. Auch den Lauf seiner Maschinenpistole hatte er sorgfältig mit weißem Verbandszeug umwickelt.

Es war eine gespenstische Versammlung, die sich da im Schneetreiben und in fast vollkommener Dunkelheit die Ski an den Füßen befestigte. Franz vertrat sich neben Kigge die Füße und versuchte, die einzelnen Gestalten zu identifizieren. Neben ihm standen zwei Rekruten, die sich halblaut unterhielten. Der Wiener konnte lediglich einige Gesprächsfetzen auffangen. »Wir müssen unsere Adressen tauschen ... Meine Mutter wohnt Berlin-Ost, Bohagener Platz ...«

»Mensch, rede doch nicht so, morgen früh sind wir ja wieder zurück.« Franz wandte seinen Kopf dem Sprecher zu. Es war ein blutjunger Bursche. Er rauchte hastig an einer Zigarette. Irgend etwas an diesem Mann machte den Wiener nachdenklich. Er fühlte unbewußt, daß es mit ihm eine besondere Bewandtnis hatte.

Wenige Stunden später sollte er über diesen unbestimmten

Gedanken Gewißheit haben. Im Augenblick fühlte er sich verpflichtet, dem Burschen etwas Tröstendes zu sagen. Er kam sich dem Rekruten gegenüber mit seinen zweiundzwanzig Jahren schon als alter Mann vor.

»In so einer Nacht, wie in der heutigen, heißt es enge Tuchfühlung halten, sonst verliert man sich, besonders im Wald; wenn wir dort ein bißchen durchgekämmt haben, geht es wieder nach Hause. Morgen früh seid ihr wieder in den Bunkern.«

Es war gegen seine bessere Überzeugung, was er da gesagt hatte; Franz wußte genau, daß, wenn sie wirklich Feindberührung hinter der russischen Linie bekämen, man mit diesem zusammengewürfelten Haufen in der Nacht nie durch einen feindbesetzten Wald kommen würde. Schon beim ersten Schuß, bei der ersten Handgranate wäre das Chaos da. Kein Mensch würde bei einem Gefecht in der Dunkelheit irgendwelche Befehle beachten.

»Diesmal bin ich an der Reihe«, sagte jetzt Kigge zu Franz, »heute bekomme ich eine verplättet. Das ist noch die einzige Möglichkeit, um aus diesem verfluchten Wald herauszukommen.«

»Denke ja nicht, daß so etwas nach der Reihe geht«, erwiderte Franz. Während Hasek noch die Leute zählte, kroch mit umständlichen Bewegungen der Kompanieführer aus dem Laufgraben auf den Uferweg. Hinter ihm schwang sich sein Bursche aus dem Graben. Hasek meldete die Bereitschaft.

Der Offizier unterschied sich nur durch seine stämmige Gestalt und seinem Fernglas von den anderen.

»Wir laufen in Reihe!« befahl er kurz und gab nähere Anordnungen. »Bölke auf Sichtweite allein vorne weg. Feldwebel Hasek an der Spitze des Haupttrupps, je ein Mann links und rechts auf Sichtweite als Seitensicherung, ich bleibe in der Mitte. Sie, Hasek, überwachen mir noch den Kompaßeinsatz. Los, Bölke, ziehen Sie ab!«

Der Obergefreite, der eben noch auf Posten gestanden war, stieß sich mit kräftigem Schwung vom leicht abfallenden Strand auf das Eis hinaus. Mit gleichmäßigen Schritten zog er wie ein geübter Langläufer seine Spur ins Ungewisse. Schon nach wenigen Sekunden, als er kaum noch zu sehen war, setzte sich Hasek mit dem Haupttrupp in Bewegung. Unmittelbar hinter ihm lief Kigge, dann folgte Franz. Der Feldwebel hatte schon vorher mit seinem Kompaß die befohlene Marschzahl angepeilt. Nun mußte jeweils ein Mann immer vorlaufen und als lebende Richtstange für den Kompaß dienen. Sie hatten etwa zehn Kilometer auf dem Eis hinauszulaufen und ungefähr beim Leuchtturm, weit hinter den russischen Linien, ans Ufer zu kommen.

Franz mußte sich ordentlich anstrengen, um mit dem scharfen Anfangstempo, das jetzt Bölke diktierte, Schritt zu halten. Die Zeit war knapp, bis zum Morgengrauen wollten sie ja zurück sein.

Der Wiener fühlte sich wiederbekommen. Die Verlorenheit in dieser Natur war bedrückend. Es war gespenstisch, unwirklich, wie diese weißen schweigenden Gestalten sich da in dem ziemlich dicht gewordenen Schneetreiben dahinbewegten. Die Sicht wurde immer schlechter. Immer enger rückten sie zusammen. Franz versuchte einen Blick zurückzuwerfen. Das Ufer war kaum noch zu sehen. Wieder überkam ihn dieses leichte, schwabende Gefühl. Wenn er um sich blickte, verschwammen die Gestalten seiner Kameraden wie in einer unruhigen weißen Wolkenwand.

Franz warf einen verstohlenen Blick auf seine Armbanduhr. Sie waren schon fast eine halbe Stunde unterwegs, wie schnell die Zeit verging. Immerhin waren es noch gute eineinhalb Stunden.

Plötzlich gab der Oberleutnant das Haltezeichen. Franz stockte der Atem. Sollten sie hier schon auf dem Eis Feindberührung haben? Alle legten sich flach hin und brachten

die Gewehre in Anschlag. Das war unnötig. Haseks Bindung hatte sich nur gelockert. Es dauerte einige Minuten, bis er sie wieder in Ordnung gebracht hatte. Der Oberleutnant fluchte leise.

»Wenn das so weitergeht, kommen wir gerade bei Tagesanbruch an das russische Ufer.«

Franz spürte nun keine Kälte mehr. Er hatte sich – so wie die anderen – richtig warmgelaufen. Nicht oft hatten sie Gelegenheit zu einem Langlauf. Das Leben im Stützpunkt machte die Gelenke steif. Jetzt mußten sie schon weit draußen auf dem See sein. Hoffentlich hatten die Russen keine Minen an das Ufer gelegt. Wenn, dann sicherlich nur an bestimmten Stellen, denn so viele Minen gab es gar nicht, um einen kilometerlangen Strand zu sichern.

Hasek, der die Spitze der Hauptgruppe anführte, wandte sich häufig um, er wollte sich überzeugen, daß ihm die anderen auch noch folgten.

Kigge verlangsamte sein Tempo etwas und ließ Franz an seine Stelle aufrücken. »Ich weiß nicht, ich habe bei dieser Sache kein gutes Gefühl. Wenn der Oberleutnant ein bißchen Grips hat, kurven wir noch ein wenig auf dem Eis umher, fahren dann wieder zurück und sagen, es war nichts. Er versteht ohnehin nicht mehr als Hasek.«

»Ich glaube, so etwas würde nicht einmal Hasek wagen«, antwortete Franz.

Hasek hatte sich wieder einmal umgedreht und winkte aufgeregt mit den Armen, als er sah, daß ihm Kigge nicht unmittelbar auf den Fersen folgte.

»Macht euch nicht an ...«, murmelte Kigge halblaut vor sich hin und holte mit langen Schritten aus, um wieder in die Reihe zu kommen. Unteroffizier Wergan und der Rekrut, der Franz vor der Abfahrt so merkwürdig aufgefallen war, bildeten die Seitensicherung. Beide drängten sich jedoch während des ganzen Marsches eng zur Hauptgruppe. Von einer Sicherung

der beiden konnte man nicht sprechen. Besonders Wergan, der junge Unteroffizier, der hier lediglich als Schütze eingeteilt war, hielt fast überhaupt keinen Seitenabstand ein.

Das Schneetreiben hatte inzwischen wieder aufgehört, und der Himmel begann sich zu lichten. An verschiedenen Stellen sah man schon einzelne Sterne blinken. Das war unangenehm. Obwohl man einen Neumondtag gewählt hatte, reflektierte der nunmehr mit Schnee bedeckte See so viel Licht, daß die Sicht gefährlich gut wurde.

Hasek dachte an seine schöne Zeit beim Troß. Da hatte er sich in eine böse Sache hineinreiten lassen. Was hatte er jetzt schon von seinem Dienstrang? Weniger noch als die Rekruten. Wenn die sich verkrochen, dann war das nicht so peinlich, wie wenn er versagte. Hoffentlich gab es keine Schießerei. Das Knallen hatte ihn schon in der Kaserne immer nervös gemacht.

Schüchtern spielte er mit dem Gedanken, sich fallen zu lassen und eine Verstauchung zu simulieren. Vielleicht konnte er dann noch zurückfahren. Aber allein? Oberleutnant Wranek würde ihn glatt liegenlassen und ihm auch noch den Kompaß abnehmen. Und wenn er sich dann wirklich den Fuß verstauchte? Verdammtd noch mal, hier mußte man mitmachen, jetzt waren sie alle aufeinander angewiesen. Hoffentlich ging alles gut ab. Wenn es nur schon vierundzwanzig Stunden später wäre. Ach, wie schön wäre es doch wieder in dem von ihm anfänglich so verfluchten Kartoffelloch. Wie gemütlich, sich dort auf dem Reisiglager auszustrecken, ein Butterbrot zu essen und hinterher in Ruhe eine Zigarette zu rauchen. Was war das? Der Himmel leuchtete plötzlich unwahrscheinlich hell auf. Instinktiv warf er sich zu Boden, gleichzeitig hörte er leise unterdrückte Schreie der anderen. Alle lagen regungslos auf dem Bauch und preßten ihre Gesichter in den Schnee. Das war eine Leuchtkugel.

Noch eine ganze Weile, nachdem es wieder dunkel geworden war, blieben alle liegen, erst dann wagten sie, sich

langsam zu erheben. Die Leute waren erregt. War das eine routinemäßige Leuchtkugel oder galt sie ihnen? Jedenfalls mußten sie sich schon wieder dem Ufer nähern.

Wranek winkte Kigge und Hasek zu sich. »Wir müssen jetzt ganz vorsichtig sein«, flüsterte der Oberleutnant. »Nach meinen Berechnungen sind wir nur noch wenige hundert Meter vom russischen Leuchtturm entfernt. Hasek, Sie gehen jetzt zu Bölke vor. Zwei Mann als Führer sind jetzt besser als einer. Und Sie, Kigge, übernehmen die Spitze der Hauptgruppe. Wenn Sie das Ufer erreicht haben, Feldwebel, so geben sie Zeichen. Wir warten dann so lange, bis Sie die Meldung durchgehen, daß die Stelle feindfrei ist.«

»Jawohl, Herr Oberleutnant«, flüsterte Hasek. Er biß sich auf die Lippen. Nun sollte er ganz nach vor. Und wenn die anderen aus irgendeinem Grund nicht nachkommen konnten, dann war er allein!

Er setzte sich zu Bölke in Bewegung und teilte ihm den Auftrag des Offiziers mit.

»Das ist doch ein Unsinn, zu zweit ans Ufer gehen«, meinte der Obergefreite, Teilnehmer erfolgreicher Gefechte.

Hasek stimmte ihm aus vollem Herzen zu, hielt es aber doch aus disziplinären Gründen für ratsam, Bölke eine Rüge zu erteilen. »Ihnen steht keine Kritik zu«, und um seine Rüge etwas abzumildern, denn in so einer Situation konnte man nie wissen, setzte er »mein lieber Bölke« hinzu.

Der Obergefreite brummte und murmelte. »Meinetwegen können wir auch mit Marschmusik ans Ufer gehen.«

Währenddessen gesellte sich Franz zu Kigge. Der Berliner begann wieder zu unken: »Der Iwan hat schon längst gemerkt, was los ist. Der wird uns einen schönen Empfang bereiten. Wir rauschen ans Ufer und auf einmal legt sich eine Hand auf unsere Schulter, und der Russe sagt: ›Emil, komm mit!‹ Das ist doch eine Schnapsidee, so ein Unternehmen wie dieses.«

Die Leute bewegten sich jetzt nur noch schrittweise

vorwärts. Ihre Sinne waren angespannt. Vom Ufer war noch immer nichts zu merken.

Da! Hasek winkte aufgeregt. Franz blickte angestrengt nach dem Feldwebel. Ja, da zeigte sich ein dunkler Streifen im Hintergrund: Das Ufer!

Sofort legten sie sich wieder flach auf das Eis. Franz konnte beobachten, wie Hasek kniend das Fernglas ans Auge setzte und angestrengt zum Ufer starnte, während sich Bölke in gebückter Haltung vorschlich. Der Obergefreite wurde immer schneller, je näher er ans Ufer kam, Hasek riß sich endlich auch hoch und folgte zögernd. Die letzten Meter vor dem Waldrand legte der Obergefreite im zügigen Langlauf zurück, auch Hasek hatte sein Tempo gesteigert.

Gespannt blickten die Zurückgebliebenen den beiden nach. Alle hatten auf Befehl Kigges die Waffen entsichert und die Läufe zum Ufer gerichtet, um nötigenfalls den beiden Feuerschutz zu geben.

Nun hatte sie der Wald verschluckt. Nichts geschah. Es blieb still. Kein Schuß, gar nichts. Franz spürte, wie er zu frieren begann. Nun lagen sie schon einige Minuten auf dem Bauch, und vom Ufer rührte sich noch immer nichts. Der Marsch über das Eis hatte sie ziemlich erhitzt, und jetzt klebte ihnen der kalte Schweiß am Rücken. Was die beiden so lange am Ufer trieben? Vielleicht hatte sie schon der Iwan kassiert? Franz blickte nach Kigge und sah, wie dieser versuchte, etwas aus der Tasche zu ziehen. Es war ein Brotkanten.

Als Hasek hinter Bölke in den Wald trat, glaubte er, wieder vor dem Stützpunkt zu stehen. Er war überrasch über den Uferweg, den er auch hier vorfand. Wie sich der Wald hier überall glich. Bölke stand hinter einem dicken Baum vor dem Weg und erwartete ihn.

Das war also Feindesland, dachte sich Hasek. Sieht gar nicht so schlimm aus. Ganz gewöhnlicher Wald, so wie bei uns. Er

hätte nicht sagen können, warum der Wald hinter den russischen Linien anders hätte aussehen sollen. Aber irgendwie stellte man sich das Feindgebiet doch anders vor. Das war ein anderes Land. Wie oft hatte er mit dem Scherenfernrohr hierhergeblickt und versucht, sich in seiner Phantasie auszumalen, was der Wald hier verbarg. Nichts, gar nichts. War gar nicht so schlimm, so ein Spähtrupp. Nachher konnte man dann sicherlich einen Orden dafür einheimsen.

Hasek wurde redselig. »Na, Bölke? Was sagen Sie? Das hätten wir wieder einmal geschafft? Wie?«

»Abwarten«, brummte Bölke, »Da ist doch ein Weg vor uns. Hier kann jeden Augenblick der Iwan vorbeikommen.«

»In der Nacht?« fragte Hasek zweifelnd. »Der wird sich hüten, in der Nacht seine Stellung zu verlassen.«

»Wenn er nicht ganz das Ufer besetzt hält, dann wird er sicherlich auch Streifen zwischen den einzelnen Stützpunkten laufen haben, genauso wie wir«, meinte der Obergefreite sachlich.

»Da sind wir längst schon wieder weg, bis hier eine Streife vorbeikommt«, beruhigte sich Hasek selbst.

»Ich denke, wir wollen Gefangene machen«, meinte der Obergefreite.

Hasek war peinlich berührt. Bölke wollte scheinbar hier den Helden herauskehren. Wie man sich täuschen konnte. Er hatte immer gedacht, der Obergefreite wäre ein Mann, dem nichts über die Ruhe ging. Aber sicherlich sprach er nur so, um sich nicht vor einem Feldwebel bloßzustellen.

Hasek fühlte sich jetzt veranlaßt, Bölke zu übertrumpfen.

»Ich meinte, wir können hier nicht so lange warten, bis die Streife kommt, das wäre ganz falsch, wir müssen sie suchen, wir müssen ihr entgegengehen.«

»Wir sind ja kein Stoß-, sondern ein Spähtrupp«, entgegnete Bölke.

»Das werden Sie nicht entscheiden, was wir machen, mein

lieber Bölke«, antwortete nun Hasek, der bei dem Wort Stoßtrupp starke Unlustgefühle in der Magengrube empfand.

»Soll ich zurückgehen und melden, daß im Augenblick alles ruhig ist?« flüsterte Bölke.

»Nein, nein, bleiben Sie nur«, sagte Hasek rasch, »wir müssen das Gelände noch ein bißchen beobachten.«

Bölke schwieg darauf. Schweigend standen sie jetzt jeder hinter einem Baum und starten auf den von vielen Fußspuren zerstampften Schnee des Uferweges. Nach einer kleinen Ewigkeit brach der Obergefreite wieder das Schweigen. »Wenn die Russen kommen, kann ich nicht mehr zurückgehen, dann sind wir allein hier.«

Hasek mußte ihm recht geben. Das waren unangenehme Aussichten. Nur ungern gab er dem Obergefreiten seine Zustimmung. Allein hier am Ufer zu hocken, war ziemlich lästig. Aber einmal mußte er ihn ja zurückschicken.

»Aber beeilen Sie sich, damit Sie mit den Leuten bald wieder zurück sind«, rief er dem Obergefreiten leise nach, dann ließ sich Hasek auf die Knie nieder und machte sich ganz klein.

Bölkes Meldung an den Oberleutnant war kurz und sachlich. Ufer feindfrei, dennoch führe, nach den Spuren zu schließen, ein stark begangener Nachschubweg am Ufer entlang.

Wranek zögerte nicht lange mit seinem Entschluß. Auf sein Zeichen erhoben sich die Soldaten und huschten auf breiter Front geduckt in den Wald.

Unter den Bäumen ballten sich die Leute wie eine Traube um den Oberleutnant. Kigge trieb sie auseinander. Die Seitensicherungen setzten sich auf Sichtweite ab.

Unteroffizier Wergan zögerte eine Weile, bevor er sich auf dem Uferweg vorsichtig einige Meter nach links absetzte. Währenddessen hielt der Offizier mit Hasek und Kigge Kriegsrat ab.

»Am besten, wir graben uns hier ein und warten ab, bis

jemand vorbeikommt, Herr Oberleutnant!« meinte der Berliner.

»So viel Zeit haben wir nicht, da warten wir unter Umständen noch morgen früh hier. Wir müssen Gefangene machen. Wir werden uns jetzt vorsichtig an die russischen Stellungen heranpirschen. Von dieser Seite erwarten die uns nicht«, entgegnete Wranek.

Hasek konnte seinen Triumph nicht unterdrücken, als er jetzt Bölke, der hinter ihm stand, zuflüsterte: »Na, Sie Strategie! Was habe ich gesagt. Hier können wir nicht bleiben.«

Kigge versuchte einzuwenden: »Wenn wir hocken bleiben, sind wir doch im Vorteil! Wir können uns tarnen und brauchen den Iwan nur einzufangen, hier müssen doch auch in der Nacht Streifen vorbeikommen.«

»Pst!« zischte Wergan plötzlich.

Sofort ging alles in Deckung. Franz wagte nicht mehr, zum nächsten Baum zu springen, sondern warf sich flach in den Schnee. Er mußte sich schwer zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien. Mit voller Wucht hatte er sich auf ein Geflecht harter Baumwurzeln geworfen, die nur durch eine dünne Schneelage verdeckt waren.

Mit angehaltenem Atem lag er da und lauschte mit den anderen in den Wald hinein. Vor ihm verdichtete sich das Gebüsch des Waldes zu einem fast undurchdringlichen Dschungel. Links und rechts schimmerte der Schnee des schmalen Ufersteiges. Und jetzt hörte er es auch ganz deutlich: ein Knarren und Knacken. Dann wieder Stille. Minutenlang.

Das konnten nur die froststarren Bäume gewesen sein. Er kannte das bereits von den langen Nächten im Stützpunkt. Bei diesem Frost fingen die Bäume zu krachen an. Er spürte die Kälte durch den dicken Wollhandschuh seiner Rechten, die das kalte Eisen des Gewehrschlusses umklammert hielt.

Der junge Wergan mußte diesem Knarren aufgesessen sein. Denn der Iwan hätte sich kaum so auffällig laut verhalten.

Franz versuchte herauszubekommen, wo die einzelnen Leute

lagen. Die weißen Tarnanzüge ließen seine Kameraden mit der Landschaft verschmelzen. Selbst auf diese kurze Entfernung konnte er nur bei ganz genauem Hinsehen ab und zu einen regungslosen Rücken erkennen.

Kigge brachte als erster wieder Bewegung in den Spähtrupp.
»Nichts los, Herr Oberleutnant«, sagte er im Aufstehen.
»Der junge Marschierer dort drüben hat bloß die Nerven verloren.«

»Dann los, in Reihe formieren, wir fahren jetzt den Uferweg entlang! Richtung Leuchtturm, zu den russischen Stellungen«, befahl der Kompanieführer.

»Sollen wir uns doch nicht lieber hier eingraben, Herr Oberleutnant?« sagte Kigge störrisch.

»Halten Sie endlich den Mund! Hier befehle ich, und kümmern Sie sich um die Leute«, entgegnete der Offizier ziemlich scharf.

Franz, der in unmittelbarer Nähe der beiden stand und diese Auseinandersetzung mit angehört hatte, wußte nicht, wem er innerlich recht geben sollte.

Gefühlsmäßig war er für die Bewegung. Es war kalt. Sich jetzt einzugraben, bedeutete stundenlanges Frieren. Andererseits war natürlich die Gefahr auf dem Marsch bedeutend größer.

Der Offizier winkte nun Hasek zu sich heran. »Hören Sie einmal zu, Feldwebel, passen Sie mir auf diesen Unteroffizier auf. Zeigen Sie einmal dem Menschen, was es heißt, Mumm in den Knochen zu haben. Sie setzen sich jetzt wieder an die Spitze, Feldwebel. Bölke geht ungefähr fünfzig Meter vor Ihnen.«

»Jawohl, Herr Oberleutnant«, sagte Hasek, rückte sich die Maschinenpistole zurecht und machte umständlich mit seinen Skiern kehrt. Dabei verhedderte er sich und fiel der Länge nach hin, weil er unglücklicherweise zwischen zwei nahestehenden Bäumen stand. Franz half ihm wieder auf die Beine. Als sich

die zwanzig Mann auf dem Uferweg in einer langen Reihe in Bewegung setzten, war es mittlerweile zehn Uhr geworden. Vor fünf Stunden hatten sie ihren Stützpunkt verlassen und liefen nun tief hinter den feindlichen Linien auf die russischen Stellungen zu.

Hasek hatte den Rekruten mit den russischen Sprachkenntnissen neben sich beordert. Dahinter lief Franz, dann kam gleich Kigge.

»Woher können Sie denn Russisch?« fragte Hasek leise den jungen Soldaten.

»Ich bin in Odessa geboren und auch dort aufgewachsen«, entgegnete der Gefragte. »Ja, dann sind Sie ja ein Russe. Wie kommen Sie zu uns?«

Bevor noch der Soldat eine Antwort geben konnte, kam plötzlich Bölke hastig um eine Krümmung des Uferweges zurückgefahren.

»Eine ganze Kolonne in weißen Tarnanzügen kommt uns entgegen«, flüsterte er hastig.

Höchste Alarmstufe! Hasek blieb auf der Stelle stehen und begann, eifrig mit seinem Skistock zu winken. Im Nu hatten sich alle um ihn versammelt. Jetzt hieß es rasch handeln.

Unglücklicherweise bot der Uferweg absolut keine Möglichkeiten, um sich in den Hinterhalt zu legen. Zur Waldseite war das Unterholz so dicht, daß man es erst mit Äxten auseinanderhauen hätte müssen, und zur Seeseite waren die Bäume zu licht, um sich dahinter verstecken zu können.

Kigge sagte rasch: »Wir müssen sofort umdrehen und zurückfahren, hier können wir uns nicht aufhalten.«

»Kommt gar nicht in Frage, wir lassen die Russen an uns vorbei und geben ihnen dann Feuer«, entgegnete Wranek.

Inzwischen begann Bölke, eifrig zu winken. Er stand genau an einer Krümmung des Weges. Vor ihm lief der Pfad etwa dreihundert Meter schnurgeradeaus. Als er um die Ecke kam, sah er schon von weitem die Russen, die sich nun schon der

Mitte des Wegstückes genähert hatten.

Der Obergefreite ärgerte sich. Da kam der Iwan angefahren, und die da hinten konnten sich scheinbar nicht einig werden, was zu tun ist. Bölke konnte sich nicht mehr länger an dieser Ecke aufhalten und fuhr zum Haupttrupp zurück.

»Los, Feldwebel, fahren Sie voran. Es bleibt uns jetzt nichts anderes mehr übrig. Zeigen Sie den Hasenfüßen, wie man sich auf Spähtrupp benimmt. Die Russen werden nicht ahnen, wer in unseren Tarnanzügen steckt«, befahl nun der Offizier entschlossen.

Hasek holte tief Atem und gab gleichzeitig dem Dolmetscher einen Stoß, damit dieser zuerst sich in Bewegung setzte. Sie hatten sich gerade wieder in Reihe auf den Uferweg formiert, als fast lautlos die ersten vier Russen um die Ecke kamen.

Franz und seine Kameraden traten mechanisch zur Seite und standen wie erstarrt da, als hinter dem Vortrupp eine lange Reihe von weißen Kapuzenmännern auftauchte.

»Sdrass*«, sagte der erste Russe melodiös und winkte lässig mit seiner Linken.

»Sdrass«, erwiderte der Dolmetscher und nickte.

Hasek wagte kaum zu atmen. Da kamen sie: große, stämmige Gestalten, die leicht und elegant ohne Stöcke auf ihren Skiern dahinglitten. Sie blickten kaum zu Seite, sahen stur geradeaus. Einzelne streiften ihn mit ihren dickwattierten Jacken.

An ihren Koppeln hingen Bündel von Eierhandgranaten, die im Rhythmus ihres Wiegens dumpf gegen die Westen schlugen. Die meisten hatten über ihren Schultern die kurzen, stumpfen Maschinenpistolen hängen, die sich deutlich in ihrer Silhouette gegen das hell blinkende Eis des Sees abhoben.

Zwei- dreimal sagte noch der Dolmetscher kalblütig »Sdrass«, wenn der eine oder der andere ihn länger ansah, dann waren sie an ihm vorbei.

* Kurzform eines russischen Grußes

Als der letzte Russe an Unteroffizier Wergan, der mit einem Rekruten den Abschluß der Reihe bildete, vorbeigezogen war, hob er sein Gewehr in Anschlag. Irgend etwas mußte dem letzten russischen Soldaten an Wergan aufgefallen sein, vielleicht der Blick, vielleicht etwas anderes. Er tat etwas, was keiner seiner Kameraden getan hatte: er drehte sich um und sah in die Mündung eines Gewehrs.

Wergan drückte ab, ohne einen Befehl abzuwarten. Der Schuß hallte wie ein Donnerschlag in die Stille.

»Feuer frei!« brüllte fast gleichzeitig Oberleutnant Wranek und jagte einen langen Feuerstoß aus seiner Maschinenpistole.,

Hinterher peitschen in unregelmäßigen Abständen die Gewehrschüsse der Soldaten in den russischen Trupp.

Der Feind schien einen Augenblick lang nicht zu wissen, was überhaupt los war. Zu groß war die Überraschung gewesen. Erst als einige Getroffene zu schreien anfingen, rafften sich die Russen zur Gegenaktion auf.

Franz lag hinter einem dünnen Baum und sah, wie jetzt blaurote Flämmchen bei den Russen aufzuckten. Das Mündungsfeuer der russischen Maschinenpistolen. Der Schnee stiebte von den Ästen. Franz zog sofort den Kopf ein. Zwei dumpfe Explosionen kurz hintereinander ließen die Erde erzittern: Handgranaten! Die mußte einer seiner Kameraden geworfen haben. Wahrscheinlich Kigge. Jedenfalls verstummten sofort die russischen Maschinenpistolen, und von seinen Kameraden hörte er nur noch einzelne Gewehrschüsse. Das Feuer erstarb. Als der Wiener wieder seinen Kopf hob, kamen ihm Kigge und Bölke entgegengefahren.

»Die haben wir ganz schön erwischt«, sagte Kigge und fügte hinzu: »Mindestens zehn Mann sind liegengeblieben, die übrigen sind getürmt.«

Hasek eilte mit dem Oberleutnant herbei, während die übrigen Soldaten mit schußbereiten Waffen stehend hinter den Bäumen verharnten.

»Jetzt sind wir verraten, wir müssen uns schleunigst aus dem Staub machen, Herr Oberleutnant«, redete Hasek auf den Offizier ein.

»Sie haben recht, Feldwebel, wir werden uns ein, zwei verwundete Russen als Gefangene mitnehmen, und dann hauen wir mit Karacho ab«, entgegnete der Oberleutnant.

»Gefangene können wir keine machen«, ließ sich jetzt Kigge vernehmen, »die sind alle tot.«

»Was heißt das? Alle anderen sind entkommen? Keine Leichtverletzten?« fragte Wranek.

»Nee«, antwortete Kigge, »die noch laufen konnten, wollten nicht so lange auf uns warten! Wir können ihnen ja nachsetzen. Vielleicht hat sich der eine oder der andere doch noch hinlegen müssen! Blutspuren gibt es genug.«

»Kommt gar nicht in Frage«, entgegnete der Offizier scharf. »Das wäre gerade das Verkehrteste, was wir tun könnten. Wir gehen weiter auf die russischen Stellungen vor.«

Hasek fühlte sich bemüßigt, auch etwas zu sagen, und pflichtete dem Oberleutnant pflichtschuldig bei: »Da können wir wenigstens noch unseren Auftrag ausführen und Gefangene machen.«

Innerlich hoffte er jedoch, daß es nicht so weit käme. Er hatte von dem bisher Erlebten genug. Dieser Zusammenstoß war ihm und sichtlich auch den anderen ordentlich in die Knochen gefahren. Nur keine Feindberührung mehr!

»Los, sammeln Sie die Leute, Feldwebel«, befahl Wranek.

Als Hasek die Angetretenen zählte, fehlten zwei Mann. Sie waren nur noch achtzehn. Er zählte noch einmal. Nein, er hatte sich nicht geirrt. Zwei Mann fehlten.

»Wer fehlt?« fragte er. Die Leute sahen sich gegenseitig an, riefen im Durcheinander halblaut Namen, und es dauerte eine geraume Weile, bis man feststellte, daß Unteroffizier Wergan und ein junger Rekrut vermißt wurden.

»Wo sind die beiden?« fragte Hasek, und der Oberleutnant

befahl sofort: »Suchen!«

»Wer hat die beiden zuletzt gesehen?« fragte Kigge dazwischen.

»Wergan war der letzte in der Reihe«, erinnerte sich Franz.

Kigge und Franz setzten sich sofort in Bewegung. Dort, wo bereits wenige Meter weiter die erste regungslose Gestalt eines Russen quer über den Weg lag, entdeckten sie neben einem dicken Baumstumpf ein Gewehr. Als sie näher heranfuhren, sahen sie noch ein Bein aus dem Schnee hervorragen.

Der Wiener faßte am Fuß an und zog mit dem Bein einen leblosen Körper hinter dem Baumstumpf hervor. Als er den Mann auf den Rücken legte und das fahle Gesicht erkennen konnte, erschrak er.

Das war der junge Rekrut, der noch vor wenigen Stunden im Stützpunkt mit hastigen Zügen an seiner Zigarette gesogen hatte. Der Soldat, dessen Blick ihn so gequält hatte, lag nun steif im Schnee, und aus seinem Mund sickerte Blut auf das weiße Tarnhemd. Der Kopf war unnatürlich zum Körper abgebogen.

Ganz unterbewußt, so empfand es nun Franz, hatte er bei diesem jungen Soldaten das sogenannte »zweite Gesicht« gehabt. Jetzt wußte er es ganz genau. Der Mann war für ihn schon vor zwei Stunden tot gewesen.

»Los, stehen Sie auf, Mann. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, ist ja schon längst vorbei«, hörte er nun Kigge in einiger Entfernung sagen.

Als Franz in die Richtung des Sprechers blickte, sah er den Berliner vor einem Schneewall stehen. Der Wiener ließ den toten Soldaten liegen und setzte mit einem kurzen Schwung zu Kigge hinüber. Die Szene, die sich nun vor ihm abspielte, war seltsam genug.

Hinter dem Schneewall kauerte auf allen vieren, das Gesicht in beide Hände vergraben, Unteroffizier Wergan.

»Dem fehlte gar nichts, der traut sich noch immer nicht aus

der Deckung heraus«, sagte Kigge erläuternd zu Franz. Und wieder zu Wergan gewandt: »Los, Mensch, stehen Sie auf, wir warten nur noch auf Sie!«

Bei diesen Worten packte der Berliner den jungen Unteroffizier bei den Schultern und zog ihn hoch. Franz blickte in weit aufgerissene Augen.

Das Begräbnis des Gefallenen war kurz und einfach: Kigge und Bölke schleiften die Leiche in das Unterholz und schaufelten mit ihren kurzen Feldspaten Schnee über den Toten. Vorher hatte man ihm noch das Soldbuch, die Waffe und das Koppel abgenommen.

Dann drängte der Oberleutnant zur Eile, Bölke hatte aber noch etwas vor.

Unter dem Rock der nächstliegenden Leiche eines russischen Soldaten hatte er eine schwere Ledertasche gesehen. Die mußte er haben. Auf eine ordentliche Kartentasche war er schon lange scharf. Der Obergefreite glitt unauffällig die wenigen Meter, die ihn von seiner Beute trennten, zurück und beugte sich über den Toten. Da lag sie, die begehrte, prall gefüllte Tasche. Er schob die Eierhandgranaten des Toten ein wenig zur Seite und zog dann kräftig an der Ledertasche.

Ein mächtiger, heißer Feuerstrahl fuhr ihm entgegen; das war das letzte, was er sah und empfand. Den Explosionsknall der Handgranate, die er versehentlich mit abgezogen hatte, nahm er nicht mehr wahr, den hörten die anderen.

Minutenlang lagen sie wieder im Schnee und lauschten in die Dunkelheit. Griff der Iwan wieder an, oder handelte es sich lediglich um einen einzelnen Soldaten, der sich da irgendwo noch versteckt hielt?

»Komm mit, Franz, ich habe gesehen, wo die Handgranate hochgegangen ist; ich glaube, sie haben Bölke erledigt«, flüsterte Kigge zu dem Wiener, der unmittelbar neben ihm lag.

Für den Berliner war es nicht schwer, den richtigen

Sachverhalt herauszufinden. Unter dem Tarnhemd des Russen quoll Blut heraus, einen Meter weiter lag Bölke rücklings im Schnee; seine blutige Faust hielt noch ein Stück zerfetztes schwarzes Leder in der Hand.

Der Obergefreite fand sein Grab neben dem jungen Rekruten, den er wenige Minuten vorher selbst noch mit bestattet hatte.

Keiner sprach mehr ein Wort. Das Entsetzen war zu groß. Sie waren schweigsam geworden, als sie jetzt mit zögernden Schritten den Weg in die Richtung der russischen Stellungen fuhren.

Die Sache konnte nicht gut ausgehen. Besonders Kigge war nachdenklich geworden. Bölke, der Unverwüstliche, der Mann, der schon so oft dem Tode entgangen war, nun hatte es ihn doch ereilt.

In Kigges Phantasie, die sich sonst hauptsächlich auf jene Vorstellungen beschränkte, wie man am besten zu Zigaretten, Essen und Wärme kommen könnte, stiegen nun ganz andere Bilder auf.

Ob sie ihn auch einmal so kurz beiseite legen würden? Ein bißchen Schnee über den Körper. Na ja, war ein ganz guter Kerl, würde der eine oder andere sagen. Aber sonst nichts weiter. Seiner Frau würden sie einen Brief schreiben: Für Führer, Volk und Vaterland ...

Seine Frau! Wie lange war er schon nicht zu Hause gewesen? Zwei Jahre. Eine lange Zeit. Briefe kamen so selten von ihr, und die waren alle so nichtssagend. Natürlich, eine Schreiberin war sie nie gewesen; er ja auch nicht.

Unmerklich begannen schon wieder die Schneeflocken zu fallen. Wo waren sie denn jetzt? Na, jedenfalls ging es in Richtung Heimat, wenn auch die russischen Stellungen noch dazwischen lagen.

Kigge zog den Riemen seiner Maschinenpistole, die ihm fast

von der Schulter geglichen wäre, fester und begann sich wieder den Gedanken an seine Frau hinzugeben.

Na, was war denn das wieder. Dieser Feldwebel Hasek hatte ganz unvermittelt sein Tempo so stark verlangsamt, daß er ihm von hinten auf die Bretter gefahren war. Beinahe wäre Kigge hingefallen. Schon wollte der Berliner laut fluchen, als er merkte, daß Hasek aufgeregt mit seinem Stock winkte.

Der Berliner schob den Oberlappen seiner Feldmütze zurück. War denn das möglich? Pferdegewieher? Ja, ganz deutlich war es wieder zu hören.

Da kam auch schon der »Fühler« von vorne, ein junger Rekrut, zurückgefahren. »Ein Pferdeschlitten kommt«, meldete er. Sonst hätte er weiter nichts gesehen. Nein, kein Begleittrupp.

Diesmal war es günstig. Man konnte sich links und rechts des Uferweges bequem verbergen. Wranek befahl sofort alle in Deckung. Franz kroch hinter einen mannshohen dürren Strauch. Als er das dumpfe Stampfen der Hufe hörte, ließ er sich sicherheitshalber noch auf die Knie nieder. Schnaubend trabte ein Pferd um die Wegbiegung. Auf dem erhöhten Kutschbock saß eine vermummte Gestalt in Decken gehüllt. Es handelte sich offensichtlich um einen Panjeschlitten, denn Franz konnte hinter dem Kutscher einen kastenartigen Aufbau entdecken, auf dem Heu geladen war.

Ahnungslos trieb der Russe sein schneebedecktes Pferd weiter.

Kigge rief: »Stoj!« und sämtliche Soldaten sprangen aus ihrem Hinterhalt und umringten das Gefährt. Das Pferd bäumte sich leicht auf, Kigge griff in die Zügel.

Der Russe auf dem Kutschbock machte bei diesem überraschenden Überfall nicht den leisesten Versuch einer Gegenwehr. Es war ein älterer Mann mit buschigen Augenbrauen. Gleichgültig ließ er sich entwaffnen.

»Fragen Sie den Mann, wer er ist, woher er kommt und

wohin er fährt«, forderte nun Wranek den Dolmetscher auf.

Nach kurzer Wechselrede übersetzte der Soldat: »Er hat Brot in die Stellung gefahren und ist jetzt auf dem Rückweg zu seinem Troß.«

»Fragen Sie ihn, ob er allein ist, oder ob noch jemand nachkommt.«

Halblautes Fragen und Antworten, dann übersetzte wieder der Dolmetscher: »Er ist ganz allein.«

»Den Wagen durchsuchen!« befahl Wranek.

Kigge und Franz montierten sich die Bretter ab und kletterten auf die kastenförmige Ladefläche des Schlittens. Auf der vorderen Hälfte beim Kutschbock lagen verstreut Decken herum, an der Rückwand war ein großer Strohhaufen aufgeschichtet.

Kigge stieß kurz mit dem Kolben seiner Maschinenpistole in den Strohberg. Er spürte Widerstand! Mit einem Ruck schob er nun ein Ströhbündel beiseite – und blickte in das gerötete Gesicht eines dicken Russen.

»Da sitzt ja noch einer«, rief der Berliner laut und half dem Verdutzten vom Schlitten herunter.

Es war ein gutgekleideter Soldat mit leicht mongolischen Zügen. Seine Mütze mit dem feinen Pelzrand unterschied sich aber wesentlich von der seines Kutschers.

Wranek triumphierte, und Hasek war sehr befriedigt: das konnte das Ende des Spähtrupps bedeuten. Man hatte jetzt Gefangene gemacht und konnte sich getrost auf den Heimweg machen.

Der Dolmetscher mußte wieder in Aktion treten. Nein, er wäre ein gewöhnlicher Soldat, behauptete der Dicke. Das klang unglaublich. Sein Aussehen, seine Kleidung und die Tatsache, daß er sich kutschieren ließ, sprachen eine deutliche Sprache; das konnte nur ein Offizier sein. Kigge tastete ihn nach Papieren ab, fand aber nur eine Pistole bei dem Mann. Das war eine eindeutige Bestätigung dafür, daß man es hier mit

einem Offizier zu tun hatte.

»Vielleicht hat er seine Papiere auf dem Wagen versteckt, oder weggeworfen«, bemerkte Franz.

Wranek sah ihn an. Keine schlechte Idee. Natürlich. Weggeworfen hatte er sie. Auf jeden Fall befahl er wieder: »Noch einmal den Schlitten gründlich durchsuchen!«

Wieder kletterten Kigge und Franz auf das Gefährt und durchwühlten das Stroh. Alle sahen ihnen zu, und zwar so aufmerksam, daß sie auf den Kutscher vergaßen. Der nutzte prompt die Gelegenheit und sprang mit einem Satz in den Wald.

»Aufhalten«, riefen einige Soldaten.

Keiner setzte ihm aber nach, das Unterholz war zu dicht. Lediglich Hasek schoß aus seiner Maschinenpistole ein Magazin in die ungefahre Richtung des Entflohenen.

Wranek ärgerte sich maßlos.

»Was steht ihr denn herum wie eine Hammelherde! So eine Schweinerei! Den Kerl, der den Mann laufen hat lassen, den stelle ich vor das Kriegsgericht!« brüllte er, jede Vorsichtsmaßnahme vergessend.

Seine Wut dämpfte sich, als sich Franz auf dem Schlitten in voller Größe aufrichtete und triumphierend eine schwarze Aktentasche aus feinstem Leder schwenkte.

Das war ein Fund. Mit einem Blick überzeugte sich der Oberleutnant, daß sein Verdacht stimmte. So eine Tasche trug kein gewöhnlicher Soldat bei sich. Nicht einmal ein gewöhnlicher Kompanieführer, das sah er auf den ersten Blick. Die Tasche enthielt etliche Karten mit genauen Einzeichnungen. Besser hätte es gar nicht mehr kommen können.

Nun bequeme sich der dicke Gefangene auch zu einem Geständnis. Er wäre Major und hätte gerade die Stellungen seines Abschnitts inspiziert. Wahrscheinlich war mit dieser Inspektion auch eine kleine alkoholische Feier verbunden gewesen, denn seinem geöffneten Mund entströmte ein

penetranter alkoholischer Geruch. Man muß jetzt rasch handeln, dachte Wranek. Es war ungefähr ein Uhr. Mit dem gefangenen Major würde sich der Marsch über das Eis erheblich verzögern. Der mußte ohne Bretter laufen. Zu Fuß durch den tiefen Schnee, das konnte unter Umständen doppelt so lange dauern als vorgesehen war.

»In Reihe antreten! Alte Spitze! Den Gefangenen nehmen Kigge und Berger in ihre Mitte. Die Seitensicherungen werden ausgewechselt. Unteroffizier Wergan geht in der Mitte. So, und jetzt dalli! Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.« Das war einer der längsten Befehle, die Wranek auf dem ganzen Spähtrupp gegeben hatte.

Die Soldaten ließen sich das nicht zweimal sagen. Rasch hatten sie sich formiert. »Aber das Pferd«, fragte Kigge, »das Pferd und der Schlitten.«

»Können wir nicht gebrauchen«, entgegnete der Oberleutnant. »Jagen Sie den Gaul mit ein paar Hieben auf das Eis hinaus. Er wird schon nach Hause finden.«

Franz atmete auf. Er war froh, daß das Pferd nicht erschossen werden sollte. Er hatte Pferde sehr gern. Das war eine unglückliche Liebe. Vom Reiten hatte er keine Ahnung, und auch sonst wollte er beim Militär nichts mit ihnen zu tun haben.

Das war vorbei. Hauptsache, sie fuhren jetzt wieder zurück. Zurück zum Stützpunkt.

Er freute sich schon auf seinen Bunker und die zurückgebliebenen Kameraden. Der Wiener bedeutete jetzt dem dicken Major, an seiner Seite zu bleiben. Mit kräftigen Schwüngen stießen sie dann vom Ufer ab. Der Gefangene hatte Mühe, Schritt zu halten. Lange würde er dieses Tempo nicht durchhalten, dachte sich Franz.

Nun waren sie wieder draußen auf dem weiten See. Plötzlich ein Zischen und ein dumpfer Fall – und das gleißende Licht

einer langsam fallenden Leuchtkugel erleuchtete taghell den See. Gleichzeitig setzte das Tacken russischer Maschinenpistolen ein.

Mit wilden Sätzen stürzten alle zum Ufer zurück. Kigge und Franz ließen aber dabei keineswegs ihren Gefangenen aus den Augen.

Auch auf dem Uferweg konnten sie sich, einmal entdeckt, nicht mehr aufhalten, denn schon hörten sie die »Urräh«-Schreie der Russen.

»Alle mir nach«, rief Wranek und arbeitete sich an der Spitze der Flüchtenden in den Wald hinein.

Der russische Major stürzte dabei in dem tiefen Schnee mehrmals zu Boden. Immer weiter drangen sie mit keuchenden Lungen in die weglose Wildnis.

Jetzt waren sie entdeckt! Deutlich hörten sie nun russische Laute vom Weg her. Gottlob schneite es. Die Spuren würden bald verwischt sein. Die Stimmen des Feindes trieben sie in Panik. Viele der jungen Rekruten überholten den Offizier und liefen ziellos geradeaus. Nur weg vom Feind, weg vom Weg.

Wranek wagte nicht zu rufen, und doch mußte er seine Leute zum Halten bringen. Sie mußten ja noch heute nacht zurück. Er sah sich nach Hasek um. Der Feldwebel kämpfte gerade mit dem Gezweig eines Weidenstrauches. Sein Gesicht war von den Ästen blutig gepeitscht. Mit irren Augen blickte er seinen Kompanieführer an, als dieser jetzt auf ihn zukam.

»Hören Sie zu«, sagte der Oberleutnant und packte Hasek beim Kragen, »ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Sie die Leute zum Stehen bringen! Die wissen ja gar nicht, wohin sie laufen sollen. Sagen Sie ihnen, daß sie direkt dem Iwan in die Arme laufen, wenn sie nicht sofort stehenbleiben.«

»Jawohl, Herr Oberleutnant«, brachte Hasek nur noch hervor, dann warf er sich ungeachtet der Zweige, die ihm wieder ins Gesicht peitschten vorwärts.

Der Feldwebel vergaß sogar in dieser Situation nicht, nach

bewährter Manier sofort einen Teil seiner Verantwortung abzuwälzen. Unteroffizier Wergan lag vor ihm im Schnee.

»Hören Sie zu, Unteroffizier! Sie bringen sofort Ihre Kameraden zum Stehen, ich mache Sie dafür verantwortlich. Bestimmen Sie noch einen Gefreiten, der Ihnen hilft, die Leute zu sammeln!«

Wergan hatte sich innerlich schon vorgenommen, sich abzusetzen. Er glaubte nicht mehr an ein gutes Ende dieses Unternehmens und sah in dieser heilosen Flucht die endgültige Auflösung des Spähtrupps. Jeder rettet sich, wie er kann, dachte er bei sich. »Na, los, worauf warten Sie denn noch?« zischte Hasek ungeduldig.

Unteroffizier Wergan hatte sich in dieser Sekunde auch schon entschieden. Er raffte sich hoch und jagte in gestrecktem Langlauf seinen Kameraden nach. Wergan war ein guter Sportler. Nicht umsonst hatte er seit seinem vierzehnten Lebensjahr »Wehrertüchtigung« betrieben.

Nach wenigen Minuten hatte er den letzten Flüchtling eingeholt und zum Stehen gebracht. Es kostete ihn nicht viel Mühe. Die Leute waren bis zum Umfallen erschöpft und ließen sich einfach apathisch in den Schnee fallen.

Für Kigge und Franz war es nicht leicht, den Major vom Uferweg in die Büsche zu treiben. Auf dem deckungslosen Eis hatte er noch Beine gemacht. Denn die Kugeln seiner Landsleute machten keinen Unterschied. Als er jedoch die vertrauten Laute vom Uferweg hörte, ließ er sich einfach in den Schnee fallen.

Das war ein kritischer Augenblick. Die anderen waren schon weit vorangestürmt, während der Gefangene noch mit seinen beiden Bewachern nur wenige Meter hinter einem entwurzelten Baumstamm in Deckung lag. Der Berliner stieß dem Major heftig seine Maschinengewehr in die Rippen, als sie unmittelbar hinter sich die Rufe der Russen hörten.

Franz ließ den Major gleichfalls keinen Augenblick aus den

Augen. Er sah, wie der Gefangene lauschend den Kopf hob und wie ihm trotz der Kälte die Schweißperlen von den Schläfen tropften. Noch immer entströmte seinem halbgeöffneten Mund der Alkoholdunst. Zweifellos war er aber durch die für ihn unvorhergesehenen Ereignisse restlos ernüchtert.

Erst als die Stimmen seiner Landsleute sich immer mehr entfernten und schließlich nichts mehr zu hören war, sank der Gefangene mit entspannten Zügen in sich zusammen.

Jetzt wurde Kigge wieder aktiv. Unmißverständlich trieb er den Russen wieder auf die Beine. Dann folgte die kleine Gruppe den halbverwehten Spuren in den Wald hinein. Auf einer kleinen Lichtung hatten sie sich eingekettet. Acht provisorisch aufgerichtete Schneewälle, hinter denen frierende und erschöpfte Soldaten lagen.

Kigge saß bei Hasek auf einem Baumstumpf Franz bewachte den Major, der gleichmütig an einem Baum lehnte. Der Oberleutnant hatte auf allen vier kniend den Kopf in eine selbstgegrabene Schneehöhle gesteckt und leuchtete mit einer Taschenlampe auf seine Karte.

Ein Rekrut kauerte daneben und deckte den schwachen Lichtschein gegen die Seeseite ab. Kigge sah keine Möglichkeit mehr, jetzt noch über das Eis zu gehen. Es war mittlerweile vier Uhr morgens geworden. Sie würden auf dem deckungslosen Eis vom Tageslicht überrascht werden, bevor sie noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hätten. Sie mußten sich hier eingraben und die nächste Nacht abwarten. Hasek mußte bearbeitet werden, bevor Wranek auf die verrückte Idee kam, noch in dieser Nacht den Marsch über das Eis zu wagen.

»Wir können unmöglich mehr zurück«, flüsterte er dem Feldwebel zu.

Hasek, der nur noch Schießereien vor sich sah und an die beiden Toten dachte, hatte während der letzten Stunden seine eigenen Gedanken gehabt. Es waren ungewohnte Gedanken. Er mußte sich erst mit ihnen vertraut machen, um so

selbstverständlicher schienen sie ihm. Er war über sich selbst überrascht und verwundert und konnte nicht begreifen, warum er früher solche Ideen eigentlich immer weit von sich gewiesen hatte.

Er sah im Geiste die Flugzettel der Russen, und darauf die Worte: »Garantiert wird das Leben und die Heimkehr nach dem Kriegsende.« Er dachte an seine Frau.

Allerdings leben mußte man bis dahin. Wie? Er war jetzt auf einen Punkt gekommen, wo ihm sein Rang und seine geschäftige Liebedienerei gegenüber den Vorgesetzten ziemlich gleichgültig geworden waren.

Er sah Kigge voll ins Gesicht und sagte langsam: »Du bist auch der Überzeugung, daß es keinen Wert mehr hat?«

Der Berliner war überrascht. Über den vertrauten Ton und – so viel taktische Einsicht hatte er Hasek nie zugetraut. Das war günstig. Kigge stieß nach: »Heute können wir auf keinen Fall mehr zurück. Wir müssen abwarten.«

Hasek war irritiert: »Worauf denn?«

»Auf die nächste Nacht.«

»Wir sollen hier noch einen ganzen Tag bleiben und auf die nächste Nacht warten?« fragte Hasek ungläubig. Das schien ihm absurd. Er dachte an die Kälte, den Hunger, den er jetzt schon kräftig spürte, an die Langeweile und die Nervenanspannung.

»Und wenn sie uns entdecken, morgen? Dann schießen sie uns erbarmungslos zusammen, und wir können im Schnee sterben!« fuhr er fort.

»Glauben Sie denn wirklich, daß wir noch vor dem Morgengrauen beim Stützpunkt sind? Mit dem asthmatischen Major? Der ist jetzt schon fertig!«

»Jetzt können wir auch nicht mehr zurück«, sagte Hasek gedankenverloren.

Nun wunderte sich Kigge. Hasek war ihm ein Rätsel geworden. Er wollte nicht bleiben und auch nicht gehen. Er

mußte ihm das Abwarten ein bißchen schmackhafter schildern.

»Wir ziehen uns noch tiefer in den Wald zurück, dort, wo uns niemand findet. Stellen ein, zwei Posten aus, und können sogar ruhig ein kleines Feuerchen aus trockenem Holz riskieren, ein bißchen Wärme schadet uns nicht. Und am späten Nachmittag, wenn es dunkel geworden ist, ziehen wir los. Kein Mensch wird uns dann aufhalten können.«

Ja, so ein Feuerchen wäre nicht schlecht, dachte sich Hasek. Dieser Kigge ist manchmal gar nicht so dumm. Und wenn er sich die Sache näher überlegte ... Vielleicht käme man dann wirklich noch einmal davon, ohne einen Schuß zu hören. War natürlich noch eine lange Zeit bis morgen, beziehungsweise heute abend. Die Gedanken an ein Überlaufen traten in den Hintergrund. Der Feldwebel schöpfte wieder neue Hoffnung.

»Das wäre vielleicht noch der einzige Ausweg, mein lieber Kigge«, pflichtete er dem Berliner bei.

»Wenn uns der Alte keinen Strich durch die Rechnung macht«, entgegnete der Berliner.

»Das ist doch ein Gebot der Vernunft, jetzt erst einmal abzuwarten. Solange es auf dem Uferweg noch von Russen wimmelt, können wir auf gar keinen Fall hier raus.«

»Wir müssen ihm unseren Standpunkt klarmachen. Sonst sehen wir uns alle noch die Rüben von unten an«, sagte Kigge entschlossen, als er jetzt gleichzeitig sah, wie sich der Oberleutnant aufrichtete und winkte.

Wranek hielt mit Hasek und Kigge Kriegsrat. Das heißt, er hatte seinen Entschluß bereits gefaßt. Sie mußten noch in dieser Nacht zurück. Wenn sie sich beeilten, war es noch zu schaffen. Die nächste Nacht mit diesen erschöpften Leuten abzuwarten, konnte er auf keinen Fall riskieren. Jetzt würde es ihm noch gelingen, das Letzte aus den Leuten herauszuholen. Dafür würde auch die Angst sorgen, auf dem deckungslosen Eis den feindlichen Kugeln preisgegeben zu sein. Die Angst mußte anspornend wirken. Der Selbsterhaltungstrieb würde die

Leute zur äußersten Energieleistung aufpeitschen. Vorerst mußte er natürlich feststellen lassen, ob der Uferweg feindfrei war. Schon des Gefangen wegen konnte er nicht riskieren, noch einen Tag länger zu bleiben.

»Hasek! Sie machen sich sofort mit einem Rekruten zum Uferweg und erkunden, ob die Luft wieder rein ist. Wir ziehen dann sofort ab.«

Bevor der Feldwebel noch antworten konnte, sagte Kigge: »Dazu ist es doch schon viel zu spät. Wir kommen doch nicht mehr über das Eis vor dem Morgengrauen.«

»Überhaupt, wenn Sie so lange schwätzen!«

»Das ist kein Geschwätz, Herr Oberleutnant, das sind Tatsachen. Wenn wir jetzt noch losziehen, dann knallen uns die Russen ab.«

Der Oberleutnant wurde stutzig, Hasek schwieg. Wranek sah von einem zum anderen. Die hatten sich wohl verabredet. Das war Meuterei! Diesem Kigge hatte er schon immer nicht getraut. Der Offizier überlegte, ob es ratsam war, bis zum Äußersten zu gehen. Er wollte einmal Hasek auf den Zahn fühlen.

»Noch eine Frage, Feldwebel?« und wie unabsichtlich ließ Wranek dabei seine Maschinenpistole von der Schulter gleiten.

Hasek zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, dann sagte er: »Nein, Herr Oberleutnant, keine Frage mehr.«

Gleichzeitig machte der Feldwebel kehrt, um Kigge nicht mehr ansehen zu müssen, und zog ab.

Beinahe freundlich sagte jetzt der Oberleutnant zu Kigge: »Und Sie, Kigge, übernehmen den Haupttrupp und folgen dem Feldwebel auf Sichtweite.«

Der Berliner brummte ein undeutliches »Jawohl!« und machte gleichfalls kehrt.

Von Baum zu Baum pirschte sich Hasek mit einem jungen Soldaten wieder zurück zum Uferweg. Jetzt hätte er noch Gelegenheit gehabt, sich unauffällig zu entfernen. Den

Rekruten hätte er leicht abschütteln können. Niemand hätte etwas gemerkt. Wahrscheinlich wäre auch gar keiner auf die Idee gekommen, daß er, Feldwebel Hasek, zum Feind übergelaufen sei.

Nein, ich bin kein Verräter, sagte er sich. In seinem tiefsten Inneren hatte er Angst vor dem Alleinsein. Lediglich der Herdentrieb, das Zusammenrücken der Kameraden in dieser feindlichen Natur war es, war ihn letzten Endes daran hinderte, auszubrechen.

Denn dazu gehörte auch Mut, und den brachte Hasek nicht auf. Er versuchte sich jetzt auf seinen Auftrag zu konzentrieren. Dichter Nebel wallte hernieder, und die Sicht wurde immer schlechter. Hasek wartete. Er durfte die Verbindung nicht abreißen lassen. »Ich bin im Winterwald verirrt!« Das war doch das blöde Gedicht beim Bataillonsfest gewesen. Jetzt fiel es ihm wieder ein »Kann keinen Weg mehr finden!« O ja, bei diesem Nebel würden sie schon einen finden. Wenn der anhielt, dann war man auch bei Tageslicht auf dem Eis sicher.

Er lauschte in die Nacht hinaus. Kaum, daß er das Rauschen der Nachkommenden hörte. Jetzt war alles ruhig. Wer weiß, vielleicht lauerten sie noch am Uferweg. Wenn er nicht so müde wäre, man könnte im Laufen einschlafen.

Hinter ihm hustete der Rekrut! Der war wohl ganz von Gott verlassen! Unvermittelt lichtete sich der Wald, und er stand vor dem Uferweg. Sofort zog er sich wieder einige Meter zurück und ging hinter einem Strauch in Deckung.

»Laufen Sie zurück und melden Sie daß wir den Weg erreicht haben«, trug der Feldwebel dem jungen Soldaten auf. Mindestens zehn Minuten lang beobachtete Hasek sorgfältig den vor ihm liegenden Weg. Er konnte nichts Verdächtiges bemerken.

Wranek kam nach vorn gefahren und kauerte sich neben Hasek in den Schnee. Wie Jagdhunde versuchten die beiden,

Witterung zu nehmen.

»Los, wir ziehen ab. Hasek, Sie bilden wieder die Spitze«, befahl schließlich Wranek, und dann traten die achtzehn Mann mit ihrem Gefangenen der Reihe nach aufs Eis und verschwanden im Nebel.

Um halb fünf Uhr früh ließ sich Kokowski wecken. Er war einer der wenigen im Stützpunkt, die in dieser Nacht einige Stunden durchgeschlafen hatten. Die zurückgebliebenen Leute mußten die Wachen der Abwesenden mit übernehmen und kamen so fast kaum aus ihren Mänteln heraus.

Das war hart und anstrengend. »Alles in Ordnung?« fragte Kokowski verschlafen den Posten, der ihn wachgerüttelt hatte.

Dieser zögerte mit seiner Antwort. Er hatte knapp vor der Ablösung plötzlich zweimal kurz hintereinander einen Ast knacken gehört. Solche Geräusche hörte man natürlich des öfteren. Das Knacken konnte ebensogut eine völlig harmlose Ursache haben. Wenn er dem Feldwebel davon berichtete, so bedeutete das für ihn, daß es mit seiner Wachpause vorbei war. Kokowski würde nicht zögern, alles in die Alarmlöcher zu jagen, und wenn dann nichts los wäre? Na, Mahlzeit! Abgesehen davon, daß er sich selbst um seine wohlverdiente Ruhe gebracht hätte; die Kameraden würden ihm bestimmt keine Schmeicheleien sagen.

Er kannte das zur Genüge. Da glaubte einer, ein verdächtiges Geräusch zu hören, und dann wurden die ganzen Bunkerbesatzungen in die Kälte hinausgejagt. Stundenlang froren sie, um schließlich festzustellen, daß man einem blinden Alarm aufgesessen war.

Der Posten dachte an die Zigarette und an die knisternden Holzscheite im Bunker: »Alles in Ordnung, Herr Feldwebel!«

»Gut«, meinte dieser und entließ den Soldaten. Dann nahm er seine Leuchtpistole und trat in die nebelige Nacht hinaus. Vorsichtig schlich er sich über den Uferweg zum

Scherenfernrohr am Strand. Dort wollte er den Spähtrupp zurückerwarten.

Kokowski rief leise das Kennwort: »Marlene!«

»Marlene«, kam es ebenso schwach zurück. Ein Posten, der nicht schlief. Meist mußte er die Parole zwei- dreimal in die Nacht rufen, bevor die dösenden Soldaten überhaupt reagierten. Der Feldwebel trat ans Scherenfernrohr: »Schon was gesehen?«

»Nein, bis jetzt hat sich noch nichts gerührt.«

Kokowski blickte auf die Uhr: Dreiviertel fünf! Höchste Zeit, daß die Burschen kamen.

Bei diesem Wetter würde es für den Spähtrupp schwer sein, die Richtung einzuhalten. Ich werde ihnen helfen, dachte sich der Feldwebel. Er lud seine Leuchtpistole durch und schoß vereinbarungsgemäß eine rote Kugel hoch.

Zischend zog das Geschoß in weiter Bahn auf das Eis hinaus. Es verbreitete einen fahlen rötlichen Schein, und bevor noch das zuckende Licht erlosch, fegte ein Kugelregen aus Schnellfeuerwaffen über den Strand.

»Alarm«, brüllte Kokowski und rannte in den Stützpunkt zurück. Als er seinen Bunker erreichte, hörte er gerade noch die glucksenden Abschüsse von Granatwerfern.

Die Kochgeshirre im Bunker begannen zu klirren, und Sand rieselte von der Decke und den Wänden, als Einschlag auf Einschlag in den Stützpunkt krachte. Das war konzentriertes, gezieltes Feuer.

Und niemand hatte vorher etwas gemerkt! Kokowski riß seine Maschinenpistole von der Wand, stülpte den Stahlhelm über den Kopf und kroch in den Laufgraben hinaus.

Die Erde dröhnte und zitterte unter dem Trommelfeuer von unzähligen Granateinschlägen. Der Angriff war völlig überraschend gekommen. Der Gegner mußte mindestens schon seit einer Stunde vor der Stellung liegen; denn schneller hätte er seine Granatwerfer kaum in Stellung bringen können. Die

Leuchtkugel war für die Burschen das Signal gewesen.

Kokowski arbeitete sich kriechend zum vorgeschobenen Maschinengewehrposten. Bevor er noch die letzte Krümmung des Laufgrabens erreicht hatte, warf ihn der Luftdruck einer mächtigen Explosion gegen die Grabenwand.

Eine Sekunde lang lag er wie betäubt auf dem Boden. Das war ganz nahe gewesen! Er roch das verbrannte Pulver. Vom Maschinengewehrstand war nichts mehr zu sehen. Dafür klaffte im Stacheldraht ein riesiges Loch. Sie kamen mit geballten Sprengladungen!

Das bedeutete höchste Gefahr für den ganzen Stützpunkt. Der Graben mußte hier sofort abgeriegelt werden. Eine Maschinengewehrgarbe zwang den Feldwebel für einige Minuten in volle Deckung.

Während er seinen Körper gegen die Erde preßte, erschütterten noch kurz dreimal hintereinander schwerste Explosionen den Stützpunkt und zerfetzten die Stacheldrahhindernisse.

Kokowski hob kurz den Kopf. Von allen Seiten sah er das Mündungsfeuer aufzucken. Gleichzeitig setzte der vielstimmige, gutturale Kampfruf der Russen ein. »Urräh! Urräh!« gellte es durch die Nacht. In ganzen Trauben quollen sie durch die gesprengten Gassen in das Vorfeld und verschwanden in den Laufgräben. Schreie, Geknatter und Explosionen vermischteten sich zu einem tosenden Lärm.

Der Feldwebel riß die Maschinenpistole hoch und jagte einen Feuerstoß auf die Einbruchstelle. Ladehemmung! Es nützte nichts! Er eilte in den Graben zurück und brüllte aus Leibeskräften: »Alles zurück! Absetzen! Beim Holzplatz sammeln!«

Der Stützpunkt war nicht mehr zu halten. Das einzige, was man tun konnte, war, sich schleunigst mit dem Rest aus dem Staub zu machen. Kokowski wollte retten, was zu retten war.

Der Feldwebel hätte seinen Befehl gar nicht zu geben brauchen. Als er neben dem Uferweg nach hinten eilte, sah er

bereits einige seiner Leute in wilder Flucht durch den Wald hasten.

Der Major konnte einfach nicht mehr weiter. Jeder Schritt in diesem Tempo, das ihm seine Bewacher auf den Skiern vorlegten, war eine Qual. Er stürzte mehr, als er ging.

Kigge trieb ihn mit wilden Flüchen immer wieder auf die Beine. Schließlich sah er es aber selbst ein: Der Mann war fertig.

»Fahre zum Oberleutnant, Franz, und sage, daß der Gefangene nicht mehr weiterkann, wenn wir keine Rast machen.«

Der Wiener schlug eine verschärfte Gangart ein und meldete dem Offizier die Marschunfähigkeit des Gefangenen.

»Wir können nicht mehr rasten«, antwortete Wranek, bereits nervös geworden, mit gereizter Stimme. Im Osten graute bereits der Morgen, und nach seiner Berechnung hatten sie noch eine beachtliche Wegstrecke vor sich.

Plötzlich dröhnte am Himmel ein mächtiges Brummen. Hinter ihren Rücken tauchte aus dem Nebel ein ganzes Geschwader dickeibiger, russischer Bomber auf und näherten sich mit rascher Geschwindigkeit. Ganz tief kamen die Flugzeuge angebraust Sofort warfen sich die Männer des Spähtrupps zu Boden. Auch der Oberleutnant und Kigge streckten sich flach in den Schnee. Kopf an Kopf lagen sie jetzt mit ihrem Gefangenen auf dem Eis.

Das ist das Ende, dachte sich Franz. Er hatte den Kopf tief in den Nacken gezogen und preßte beide Hände gegen sein Hinterhaupt. Das Brummen über ihnen wollte nicht aufhören.

Nun mußten sie die Bomber trotz ihrer Tarnanzüge entdeckt haben, denn sie begannen in geringer Höhe über den erstarrten Soldaten zu kreisen. Franz hielt den Atem an.

Jeden Moment mußten die Bomben krachen oder das Bordwaffenfeuer einsetzen. Doch kein Schuß fiel. Nach

bangen Minuten schraubten sich die Flugzeuge schließlich wieder hoch und zogen ab, Richtung Stützpunkt. Es war wie ein Wunder.

Die Leute ahnten nicht, daß sie von den feindlichen Fliegern, die zur Unterstützung des russischen Angriffs auf den Stützpunkt angeflogen kamen, für eigene Soldaten gehalten worden waren. Als Wranek nach einer Weile wieder seinen Kopf hob, traute er seinen Augen nicht. Der Nebel war inzwischen gestiegen, und vor ihm zeigte sich in vollem Tageslicht das Ufer. Sie waren dicht vor dem Stützpunkt. Höchstens noch dreihundert Meter hatten sie zurückzulegen. Das nahe Ziel bewog ihn, sofort seinen Entschluß zu ändern.

»Sprungweise einzeln ans Ufer arbeiten!« rief Wranek seinen Leuten zu, und zu Kigge gewandt: »Sie bringen mir den Kerl lebend ans Ufer! Dort reden wir dann weiter. Verstanden?«

»Jawohl, Herr Oberleutnant«, entgegnete der Berliner. Dem Gefangenen hatte die erzwungene Ruhepause sichtlich wohlgetan. Er sah jetzt etwas erholter aus.

Auch die anderen Soldaten hatten natürlich das Ufer entdeckt. Da lag es ja, vor ihnen, zum Greifen nahe. Diese letzten Meter würden sie schon noch schaffen, auch wenn es bereits Tag war.

Hasek war der erste, der sprang. Mit stark vorgeneigtem Oberkörper strebte er mit langen, zügigen Schritten dem Stützpunkt zu. Hinterher erhoben sich noch zwei Mann und eilten dem Feldwebel nach. Die anderen beobachteten noch. Zu viele durften sich nicht gleichzeitig erheben.

Tack, tack, tack! Hasek stieß einen unterdrückten Schrei aus und hielt sich den Bauch. Tack, tack, tack! Vom Stützpunkt pfiffen die Geschosse russischer Maschinengewehre! Nun hörten sie auch die Abschüsse von Granatwerfern.

Hinter ihnen schossen mit hartem Knallen meterhohe Feuersäulen hoch. Der Feind saß im Stützpunkt! Einschläge

vor ihnen auf dem Eis. Stahlsplitter und Eisbrocken surrten über ihre Köpfe hinweg.

Zweihundert Meter links vom Stützpunkt lag Kokowski mit dem Rest seiner Leute. Der Feldwebel schoß Leuchtkugeln, ließ mit Fliegertüchern winken und begann laut zu rufen.

Sie wurden verstanden. Denn jetzt merkten sie, wie einzelne der Gejagten die Richtung änderten und zur neuen Auffanglinie liefen.

Hasek hastete, trotz seines stechenden Schmerzes auf der linken Bauchseite, weiter. Die Skier hatte er sich, so wie die anderen, abmontiert. Sie kamen jetzt besser ohne Bretter weiter. Aber die Chance, lebend das Ufer zu erreichen, war für jeden einzelnen ziemlich gering.

Wenige Meter vor dem Strand überholte Franz Hasek, der zusammengebrochen war. Der Wiener beugte sich über den Feldwebel und spürte gleichzeitig einen heftigen Schlag gegen die Schulter. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte zerrte er Hasek hinter ein strauchartiges Gewächs am Strand. Dann verschwamm der Wald vor seinen Augen.

Wranek und der Gefangene lagen seltsam ineinander verschlungen. Sie waren keinen Schritt weitergekommen. Eine Granate, die in ihrer unmittelbaren Nähe eingeschlagen hatte, tötete sie gleichzeitig.

Als Franz wieder die Augen aufschlug, zog ihm der Truppenarzt gerade die Injektionsspritze aus der Armvene. Er lag mitten auf dem Uferweg. Neben ihm stöhnte Hasek.

In einiger Entfernung hörte er noch vereinzeltes Gewehrfeuer.

»Wenn Sie sitzen können, dann nehmen wir sie mit dem Sanitätsschlitten zurück. Für Liegende haben wir kaum Platz. Aber wir kommen noch einmal zurück«, sagte der Arzt zu Franz.

Der Wiener überlegte nicht lange. Er mußte jetzt mit oder

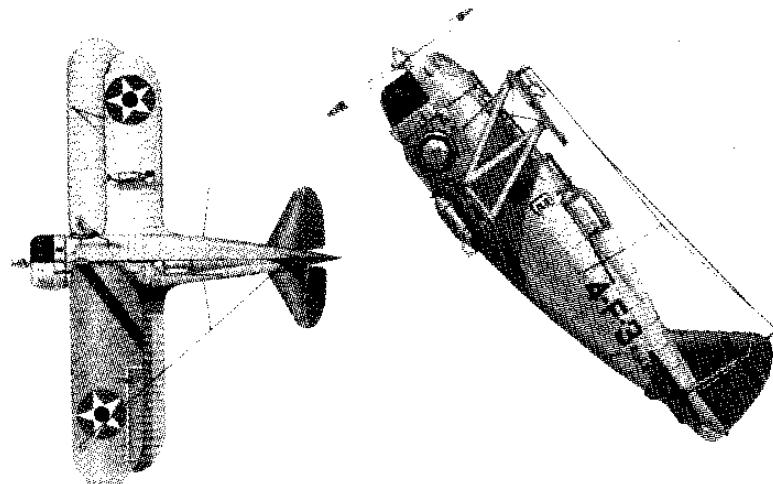
nie. Denn ob der Schlitten noch einmal nach vorne kommen würde, schien ihm fraglich.

Mit aller Kraft versuchte er, sich vom Boden aufzurichten. Es gelang ihm nur halb. Und als er sich noch bemühte zu sprechen, war es mit seinen Kräften vorbei. Er brachte die Lippen nicht auseinander, sondern fiel auf den Rücken. Vor seinen Augen begann es wieder zu flimmern. Er fühlte sich ganz leicht, schwerelos und alles begann sich um ihn in einem sanften Rythmus zu wiegen.

»Ich sehe, Sie können nicht sitzen...«, das waren die letzten Worte, die er noch hörte. Dann zerrte der Arzt Franz auf den Schlitten.

ENDE

Grumman F3F

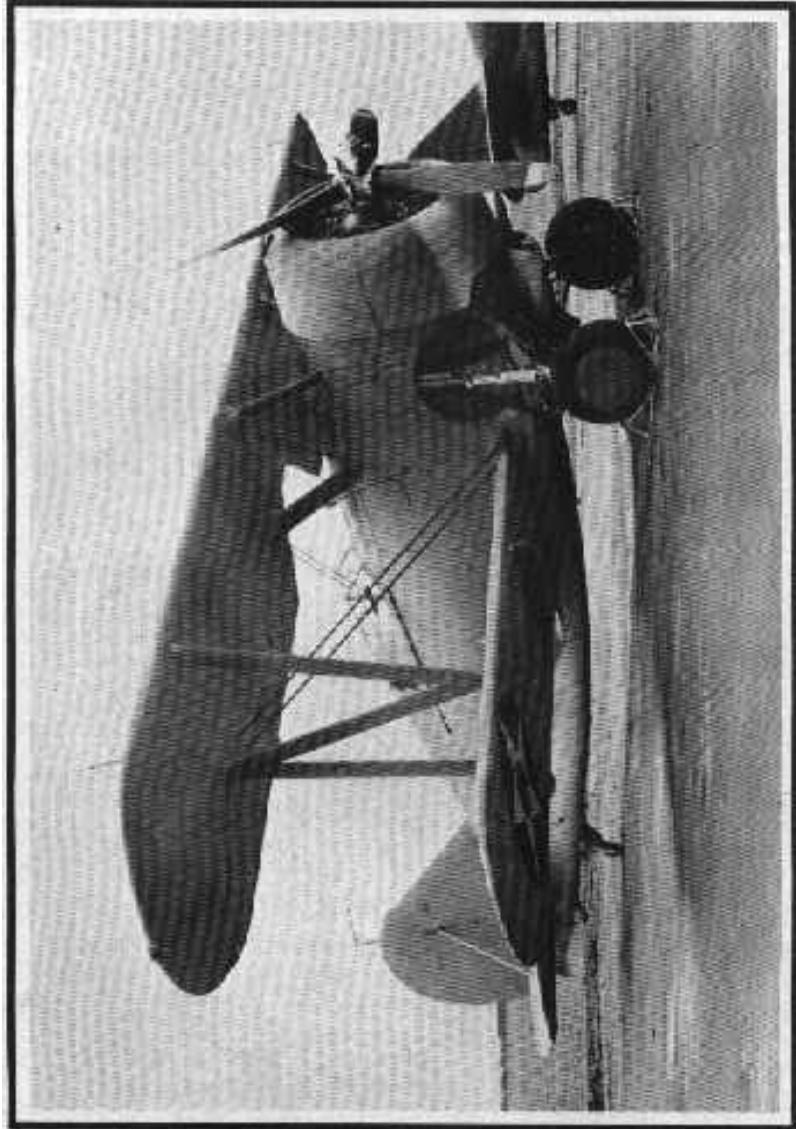


Diese Maschine, ein Produkt der Grumman Aircraft Engineering Corporation, wurde bis 1941 bei der US-Marine geflogen. Die F3F war ein Nachfolgemuster der FF-1, des ersten, damals für die Marine mit einem einziehbaren Fahrgestell hergestellten Jagdflugzeugs. Der Prototyp, eine zweisitzige Ausführung, flog bereits im Jahre 1931. Nachfolger dieses zu jener Zeit bewährtesten Marine-Jagdzweisitzers wurde die F2F, eine verhältnismäßig kleine, tonnenförmige Maschine, deren äußere Form sich auch bei den späteren Grumman-Mustern wie »Helcat« etc. fortsetzte. Die Variante F3F flog erstmals im Mai 1939 und wurde 1936 auf den US-Flugzeugträgern »Ranger« und »Saratoga« bis 1940 verwendet. Nach einem zeitgenössischen Urteil war die F3F-2 der damals beste Jagdeinsitzer der US-Marine-Luftwaffe. Diese Ausführung war u. a. auch auf dem Flugzeugträger »Enterprise« eingesetzt. Insgesamt waren 164 Maschinen des Typs F3F gebaut worden.

Technische Daten

Triebwerk:	Pratt & Whitney R-1535-84 Twin Wasp Junior, 14 Zylinder, Doppelsternmotor, 700 PS
Spannweite:	9,75 m
Länge:	7,10 m
Höhe:	3,20 m
Fluggewicht:	1.867 kg
Höchstgeschwindigkeit:	372 km/h in 2.300 m
Gipfelhöhe:	8.700 m
Reichweite:	850 km
Bewaffnung:	1 MG, 12,7 mm, 1 MG 7,62 mm, eine 50-kg-Bombe unter jedem Flügel

Amerikanische Kriegsflugzeuge



Grumman F3F-2